

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Reisen nach Persien

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

Chardin, John

Frankfurt am Mayn, 1780

Reisen des Ritter Chardin nach Persien über Constantinopel.

urn:nbn:de:gbv:45:1-9947



Reisen des Ritter Chardin
nach
Persien über Constantinopel.

Der Ritter Chardin hatte im Jahr 1664. eine Reise nach Persien gethan, und sich sechs Jahre lang in diesem Reich aufgehalten. Der König in Persien hatte ihn durch einen offenen Brief zum Königlich-Persischen Tubelen-Händler erklärt, und ihm den Auftrag gethan, verschiedene Tubelen nach einem vorgeschriebenen Model in Frankreich fassen zu lassen. Er befolgte den Befehl des Königs, und tratt darauf im Jahr 1671. die zweyte Reise dahin an, theils seine Kenntnisse in den Sprachen, Sitten, Religion, Künsten

R. n. Persien I. Th. II und



und Geschichten der Morgenländer zu erweitern, theils auch seine Glücksumstände zu verbessern. Von der ersten Reise hatte er, außer einer Nachricht von der Krönung des Königs Soliman des dritten, nichts bekannt gemacht; die zweyte aber hat er umständlich beschrieben. Wir wollen ihn selbst reden lassen.

Nachdem wir alles, (sagt er,) was zu unserer Reise nöthig war, angeschafft hatten, so tratten wir in der Mitte des Novembers 1671. zu Livorno auf einem holländischen Schiff unsere Reise an. Wir segelten durch das mittelländische Meer hindurch, hielten uns zu Messina, Zante, und einigen Inseln in dem Archipelagus auf, und langten endlich zu Anfang des Februars zu Smirna an. Ich werde mich mit der Beschreibung dessen, was uns auf dieser Reise begegnet ist, nicht aufhalten; es sind lauter alltägliche Dinge, die einem jeden Reisenden begegnen.

Smirna, oder türkisch Zsmir, ist eine von den reichsten Städten in der Levante. Ob sie gleich durch Erdbeben und Feuerbrünste oft heimgesucht worden ist, so hat sie sich doch jedesmal bald wieder erholet. Sie liegt an
einem



einem Meerbusen, an Bergen, wie ein Amphitheater herumgebauet, und fasset wahrscheinlich mehr, als hundert tausend Einwohner in sich. Alle Nationen, mit denen die Pforte in Frieden lebet, haben die Freyheit hier zu handeln; daher ist die Menge der Europäer, oder wie sie in der Turkey genennet werden, der Franken, an diesem Orte nicht geringe. Wir wollen eine kurze Beschreibung von dem Handel, der an diesem Ort getrieben wird, geben, und den Anfang mit der englischen Nation machen.

Diese treibt schon über Jahrhunderte einen ansehnlichen Handel nach diesem Platz. Er wird von einer Handlungs-Gesellschaft, die zu London errichtet ist, geführt, und diese hat sich durch ihr kluges und vorsichtiges Betragen, seit vielen Jahren mit grossem Vortheil erhalten. Sie wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth gestiftet, zu welcher Zeit noch mehrere dergleichen Handelsgesellschaften errichtet wurden, z. E. nach Rußland, Grönland, Ostindien, Turkey &c. die sich aber seit dieser Zeit merklich vergrößert haben. Damals war der Handel noch in seiner Kindheit. Verschiedene Kaufleute schlugen sich zusammen, um einander zu unterstützen. Es



ist aber diese Handelsgesellschaft von einer ganz besondern Art. Die Mitglieder derselben schießen nicht, wie es bey andern Gesellschaften gewöhnlich ist, eine gewisse Summe Geldes zusammen, um den davon abfallenden Profit nach dem Verhältnisse der Einlage zu theilen; sondern sie haben nichts mit einander gemein, als das ausschließende Recht nach der Levante zu handeln. Es kann niemand ein Mitglied dieser Handlung seyn, als wer ein wirklicher Kaufmann ist. Wenn man in die Gesellschaft tritt, so bezahlt man zum Eintritt ohngefähr hundert und zwanzig Thaler, wenn man noch unter fünf und zwanzig Jahren ist, und doppelt so viel, wenn man älter ist. Die Gesellschaft überläßt niemanden die ganze Einrichtung ihrer Geschäfte, noch vielweniger eine gewisse Macht, solche nach Gutachten zu bestimmen; sondern sie regiert sich, auf eine gewisse demokratische Form, durch sich selbst, nach der Mehrheit der Stimmen. Wenn Jemand ein Mitglied ist, so hat er gleiches Stimmrecht mit den andern, er mag viele oder wenige Geschäfte machen. Diese Gesellschaft schickt ihre Schiffe nach der Levante; sie hat zwey Consuls von ihrer Nation, einen zu Smyrna, den andern zu Aleppo; sie läßt viele junge Leute von guten Häusern die Handlung auf



auf dem Platz lernen. Man sagt, daß sich dieser Handel jährlich auf sechs bis siebenmal Hundert tausend Pfund Sterling belaufe. Sie führen hauptsächlich englische Tücher aus, und bringen dafür Baumwolle, rohe und gearbeitete Seide und andere Waaren zurück. Sie haben die klügsten Anordnungen gemacht, daß kein Mitglied den Vortheil des andern beeinträchtigen kan, welches nur gar zu oft geschieht, wenn mehrere Personen an einem Ort zugleich Handel treiben. Einer erhöhet den Preis der Waaren, ein anderer setzt ihn herunter; einer fällt dem andern in den Kauf, und verursacht ihm dadurch Schaden. Bald sind die Kaufleute mit den Consuls, bald diese mit dem Gesandten in Uneinigkeit, wodurch der Vortheil im Ganzen verhindert wird. Allen diesen Mishelligkeiten vorzubeugen, wird von der ganzen Gesellschaft eine gewisse Taxordnung fest gesetzt, die jedes Mitglied, so wohl beym Verkauf als Einkauf der Waaren, beobachten muß. Auf diese Weise kan keiner seinen besondern Vortheil zum Schaden des andern befördern. Zur genauern Beobachtung der Ordnung giebt die Gesellschaft ansehnliche Besoldungen an alle Personen, die etwas dazu beytragen können.

Nächst diesen treiben die Franzosen einen starken Handel nach Smyrna. In allen



Häfen findet man von dieser Nation nicht nur Kaufleute, sondern auch Personen von allerhand Gewerbe. Die Waaren, die sie hibringen, sind Cochenille, Indigo, Cassaparil, Campecheholz, Grünspan, Mandeln, Weinstein, Pfeffer, Zimmet, Würznägelein, Tücher von Languedoc, Serges von Beauvais, Pappier, Zinn, Stahl, und dergl. Ehe die Handlung der Franzosen sich recht fest gesetzt hatte, so wurden die Französischen Kaufleute von andern Nationen Mercanti di Barretti genennt, weil sie fast alle Nutzen von Wolle hinschafften. Sie bringen dagegen Persische Seide, Ziegen garn aus Angora und Beibazar, gesponnene Baumwolle, levantische Wolle, Galläpfel, Wachs, Scammonium, Rhabarbara, Opium, Aloe, und andere Waaren, zurück.

Die holländische Nation treibt auch einen Handel zu Smyrna. Den meisten Profit ziehen sie von ihrem Geld. Sie halten einen Residenten an der Pforte, und einen Consul zu Smyrna.

Alle Handlung in Smyrna wird durch die Juden getrieben. Man hält sie zwar für schlechte Leute; und dennoch wird kein Handel geschlossen, wobey sie die Hände nicht im Spiel



Haben. Sie leben allda sehr gut, und lassen auch etwas aufgehen. Die Europäer leben, so viel den Handel und Wandel anbelangt, in sehr gutem Vernehmen mit einander; allein ein vertrauter Umgang findet unter ihnen nicht statt. Ein jeder unter den Juden, Christen und Türken schränkt sich auf seine eigene Glaubensgenossen ein. Doch nimmt hieran nicht so wohl die Religion, als die Lebensart Antheil. Die Türken lassen sich selten auf der Strasse der Franken sehen. Wenn man in derselben ist, so glaubt man mitten in der Christenheit zu seyn. Es wird hier nichts als italiänisch, französisch, englisch und holländisch gesprochen. Die Provenzalische Sprache aber geht hier vorzüglich im Schwang, weil hier mehrere Leute aus der Provence, als aus andern Nationen wohnen. Jede Religionsparthey wird hier geduldet. Die griechische Kirche ist unter den christlichen Religionspartheyen die stärkste. Sie hat einen Bischoff, welcher zwölf Oberpriester, eine grosse Menge Diaconen, und andere gottesdienstliche Personen unter sich hat. Die armenische Kirche wird von einem Bischoff und zwölf Oberpriestern besorgt. Die Catholischen haben einen bischöflichen Vicarius und etliche Clöster. Die Protestanten haben bey den Consuls ihre Capellen.



zellen. In den Kirchen wird öffentlich gesungen, man predigt, man hält Gottesdienst, ohne alle Störung.

Die Lage von Smyrna ist in aller Absicht angenehm und vortheilhaft. Das europäische Wohnquartier, oder die so genannte Frankenstrasse, liegt unmittelbar an der See, und von da erstreckt sich die Stadt gegen einen hohen Berg hinauf, auf dessen Gipfel ein altes Schloß zur Vertheidigung der Stadt liegt. Es ist dieses ein viereckiges Fort, dessen Seiten ungefähr hundert Schritte lang sind. Es ist mit schlechten Basteyen versehen, und wird nur durch einen viereckigten Thurm, der in der Mitte steht, beschützt. Die Mauern sind niedrig und ausgezackt. Die Artillerie hat keine Laffetten. Der Platz selbst ist mit seichten Morästen umgeben. Die Bauart dieses Schlosses giebt deutlich zu erkennen, daß es sich von den Zeiten der letzten griechischen Kaiser herschreibt, unter welchen die schönsten Stücke von Marmor unter anderes Mauerwerk gemischt, und die Mauern davon aufgeführt worden sind. Vor dem Thore dieses Schlosses sieht man einen berühmten Baum, von welchem die Griechen behaupten, daß er aus dem Stabe des heiligen Polycarpus entsproß



sprossen sey. In dem Schloß ist nichts, das angemerkt zu werden verdiente. Einige übelgezeichnete Figuren, und unleserliche Inschriften, ist alles, was man da findet. Auf dem Platz, wo jetzt dieses Schloß steht, soll ehemals zur Zeit der Griechen eine Citadelle unter dem Schutze des Jupiter Aercus, oder des Beschützers der Höhen, gestanden haben. Die Bauart ist nicht anders, als wie in allen türkischen Städten, unordentlich. Die Gassen sind sehr enge, und an manchen Orten nicht viel über vier Ellen breit. Vermuthlich sucht man dadurch die Sonnenhitze abzuhalten. Es sind deswegen auch keine Fuhrwerke gewöhnlich. Alle Lasten werden von Menschen, Camelen, Mauleseln und Eseln getragen, und wer nicht zu Fusse geht, oder reitet, läßt sich in einer Art von Sänften tragen. Eben so unregelmäßig sind auch die Häuser gebaut. Sie sind zwey und mehrere Stockwerke hoch. Es ist deswegen eine Feuersbrunst hier besonders gefährlich. Denn da die Gassen enge, die Wohnhäuser aber der Erdbeben wegen sehr leicht von Holz erbauet, und zur Zierath mit gefärbten Böden, die die Türken Taban nennen, auch Umgängen und Gallerien von Holz, versehen sind; endlich auch alles Holzwerk mit mancherley Delfarben bemalt ist; so brennt,



zumalen im Sommer, alles wie Stroh hinweg, und die Türken haben kein anderes Mittel, ein Feuer zu löschten, als eine grosse Menge Häuser rings herum nieder zu reissen. Smyrna hat deswegen zum grossen Nachtheil der Europäer schon viele fürchterliche Feuersbrünste ausstehen müssen.

Auf dem Rücken des Bergs gegen die Rheide zu, lag ehemals eines der schönsten Theater; aber die Türken haben es ganz der Erde gleich gemacht, und von den Steinen ein schönes Bezestein, und eine grosse Caravanserai erbauet. Das erste sind Gewölber, worinnen die Kaufleute ihre Waaren niederlegen, und feil haben; das andere eine Art von Wirthshäusern, aber nicht wie die unfrigen in Europa, denn man findet darinnen weder Mobilien, noch Essen und Trinken, sondern es sind leere Gebäude an den Heerstrassen, ohne Fenster und Thüre, nur die bloßen Wände, höchstens mit einem Camine für die Menschen, und einer Krippe für die Pferde. Eben so sind sie mit dem grossen Circus umgegangen, der in der Nachbarschaft der Stadt gestanden war, von welchem fast gar nichts mehr übrig ist. Aller Marmor ist weg; doch hat die Hölung noch die alte Figur beybehalten. Es ist dieses
eine



eine Art eines Thales, das vier hundert und fünf und sechzig Schuhe lang, gegen hundert und zwanzig Schuhe breit ist, oben sich mit einem halben Cirkel, und unten mit einem offenen Viereck endigt. Dieser Ort ist wegen des kurzen Grasses sehr angenehm; denn das Wasser bleibt hier nicht stehen. Auf der Anhöhe hat man die ganze Landschaft vor Augen, die ausnehmend schön ist. Auf derjenigen Seite der Stadt, wo die Strasse der Franken ein Ende hat, liegen Gärten, die durch den Fluß Meles gewässert werden. Es ist dieses der berühmte Fluß, an dessen Ufer Homer geboren seyn soll. Ohngefähr eine halbe Meile von diesem Fluß, mitten in einem Felde findet man Ruinen eines Gebäudes, welches der Janus Tempel genannt wurde, von einigen aber für einen Tempel des Homers gehalten wurde. Dieses Gebäude ist ganz niedergerissen, aber die ganze Gegend mit schönen alten Marmor angefüllt.

Da in dieser Stadt ein so weitläufiger Handel getrieben wird, so habe ich zwey Anmerkungen gemacht. Erstlich ist es sehr zu verwundern, daß man weder hier, noch in dem ganzen Dittomannischen Reich, mehr eigenthümliches Geld münzt. Es ist kein Zweifel,

fel,



fel, daß nicht ein an Gebirgen so reiches Land auch reich an Minen seyn sollte. Allein die Türken verstehen sich nicht auf die Anlegung der Bergwerke, und für die Christen wäre es eine bedenkliche und gefährliche Sache, da sie sich dabey grossen Avantien aussetzen würden. Das meiste herumlaufende Geld ist also fremdes. Was das innländische Geld anbelangt, so ist die kleinste Scheidemünze, die man hat, die Aspern, oder wie sie in der türkischen Sprache genennt werden, *Accha*, welches ein allgemeiner Ausdruck ist, und so viel als gemünztes Silber bedeutet. Diese Münze ist so klein und dünne, daß man sie zwischen den Fingern verliert. Es ist dieses die ursprüngliche Münze der Türken, wornach auf den Comtoiren, Rechnungs- und Domainen-Cammern gerechnet wird. Es giebt zweyerley Arten derselben, einen wirklichen, der im Werth einen halben Sol giebt; aber die Kaufleute fingiren einen andern, wovon zwey und ein halber auf einen Para gehen, vierzig Para machen einen Piaster, und dieser gilt einen Species Gulden. Eine andere Erklärung dieser Geldsorte ist diese: *Accha* soll so viel heissen als weiß, so wie man in Frankreich von der weißen Farbe des Metalls, eine Art Silbermünzen blancs,

blancs, ꝛ. E. Louis blancs nennte. Goldmünzen wurden sonsten allein in Aegypten gemünzet, nemlich ganze und halbe Ducaten, die im Gewicht und Gehalt den Deutschen beynahе gleich kamen. Man nennte sie Sultans. Doch giebt es heut zu Tage verschiedene Sorten. Einige hatten hundert und fünf Para, andere hundert und zehen, die Arabischen hundert und dreyßig, die Fondukli hundert und fünf und funfzig. Den letztern werden die Venetianischen gleich gerechnet. In den Handelsplätzen steigt und fällt der Werth derselben, ob es gleich durch Verordnungen des Großherrs unter sagt ist. Es wäre der Mühe werth, wenn sich jemand die Mühe geben wollte, in der Türkei die gangbaren Münzen zu sammeln; es würde dieses auch in der Historie seinen Nutzen haben: denn auffer dem geschlungenen Namen des Kayserß und seinen Titeln, nebst der Stadt, wo sie geschlagen worden, haben sie allezeit die Jahrzahl, da er den Thron bestiegen, und wie lange er zur Zeit der geschlagenen Münze regiert hat. Jeder Kayser ändert die Münze seines Vorfahren, nicht nur im Stempel, sondern auch in Schrot und Korn; und nach einer ganz falschen Politik hat man sie jedesmal schlechter ausgeprägt, wodurch denn nicht nur alle Waaren gestiegen sind, sondern die Schatzkammer ist auch mit schlechter Münze ange-



angefüllt worden. Von den alten Münzen findet man gar keine mehr, es müste denn durch einen besondern Zufall geschehen.

Meine zweyte Anmerkung, die ich bey meinem Aufenthalt zu Smyrna über den Character der Türken machte, ist dieser: Es ist kein Volk auf der ganzen Erde leichter zu betrügen, und ist auch keines öfter betrogen worden, als die Türken. Der gemeine Haufe ist von Natur einfältig, dumm und leichtglaubig. Im Handel und Wandel halten sie selten die Mittelstrafe; sie lassen sich entweder auf die dümmste Art betrügen, oder sind äufferst böshaft und betrügerisch. Die Christen unterlassen deswegen nicht, ihnen auf tausendfache Art schlimme Streiche zu spielen. Allein, wenn sie den Betrug entdecken, so lassen sie ihn solchen theuer genug bezahlen, und dann muß oft der Unschuldige büßen, was ein anderer gesündigt hat. Das ärgstlebel aber sind die sogenannten Avanien. Es sind dieses eine Art willkührlicher Bestrafungen, oder Genugthuung, die sich jemand, der sich für beleidigt hält, bey einer jeden andern Gelegenheit nimmt. Es kan mich jemand ohne Fug und Recht, und worüber er will, belangen; ich werde darüber zur Verantwortung gezogen, es erfordert grose Kosten mich davonfrey zu machen,
und



und betrifft es Geld oder Güter, die der andere ungerechter Weise in Anspruch nimmt, so muß ich mich glücklich schätzen, wenn ich mit der Zurücklassung des zehnden Theils davon komme. Man leitet dieses Wort von dem Persischen Wort: Avany ab, und dieses bedeutet eigentlich Leute, die alles wegnehmen, was sie finden. Insbesondere verstehet man darunter die Eilboten zu Pferd, die von Hof aus in die Provinzen geschickt werden, um die Befehle des Königs hinzubringen. Wenn diese auf ihrer Reise ein Pferd antreffen, das besser ist, als das ihrige, so nehmen sie es ohne Unterschied hinweg, ohne nach dem Eigenthümer zu fragen. Unter diesem Namen werden nicht nur ungerechte Auflagen verstanden, sondern man begreift darunter auch alle Confiscationen und Einziehung der Güter, bey Verdrießlichkeiten, bey Zöllen &c. Die meisten Befehlshaber im Ottomannischen Reich bedienen sich dergleichen Avanien, und saugen das Volk aus. Der Hof duldet sie, und giebt gute Ermahnungen, wenn Klagen vorkommen. Hören die Klagen auf, so bekümmert man sich weiter nicht darum. Kommen neue, so schlägt man den Beklagten den Kopf ab, und ziehet sein Vermögen ein. Das Volk ist damit zufrieden, und der Schatz des Grosherrn kommt nicht zu kurz dabey. Oftmals muß eine ganze Nation
unschul-



unschuldiger Weise büßen, was eine einzige Person versehen hat. Ich will eine Geschichte davon erzählen.

Ein Franzos ließ sich einstens einfallen, die Zölle von Constantinopel und Smyrna zu pachten. Kaum waren sechs Monate verflossen, so blieb er mit hundert tausend Franken im Rest; er bat, man möchte ihm den Pacht wieder abnehmen, man erwies ihm diese Gnade, aber unter der Bedingung, das, was er schuldig wäre, zu bezahlen. Nun hatte er selbst kein Geld, die Türken zwangen also die Franzosen, die damals in Constantinopel waren, diese Summe für ihn zu bezahlen, der gewesene Generalpachter half auch redlich dazu. Er sagte zu den Französischen Kaufleuten, er habe den Zoll aus keiner andern Ursache, als zum Besten seiner Nation übernommen, zugleich auch, um den Verdrießlichkeiten abzuhelpen, die so oft zwischen den französischen Kaufleuten, und türkischen Zollbedienten entständen. Die Kaufleute wehrten sich, und brachten ihre guten Gründe bey, warum sie nicht schuldig wären, für ihren Landsmann zu haften: allein es half nichts, sie mußten die hundert tausend Pfund bezahlen. Sie hatten das Geld nicht bey der Hand, und mußten es von den Juden um fünf und zwanzig von hundert

Dert



dert auf ein halbes Jahr borgen. Capital und Interessen wuchsen so hoch auf, daß es die Nation mehr als hundert und funfzig tausend Thaler kostete. Jedes französische Schiff, das in Zeit von funfzehn Jahren nach Constantinopel kam, mußte funfhundert Thaler bezahlen, und da die Kaufleute endlich Vorstellung thaten, daß die Summe längst bezahlt sey, so bekamen sie die Antwort, daß man schon zu seiner Zeit Rechnung ablegen wollte, sie sollten nur jezo bezahlen, was sie schuldig wären. Heut zu Tage sind die Europäer vor dergleichen Avanien ziemlich in Sicherheit, und dies vermöge der Capitulationen, die zwischen dem türkischen und den Europäischen Höfen errichtet sind.

Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen verließ ich Smyrna, und fuhr nach Constantinopel. Ich hatte viele Kostbarkeiten bey mir, die ich ohr. Gefahr und Kosten glücklich daselbst an das Land brachte. Der Französische Gesandte ließ mir sagen, ich sollte nur seinen Namen nebst den Französischen Lilien auf mein Gepäck zeichnen, so würde es, ohne untersucht zu werden, in die Stadt kommen. Er ließ zugleich dem Aufseher des Zolls durch einen Dolmetscher sagen, daß etliche Kisten, die ihm gehör-

R. n. Persien. I. Th. B ten,



ten, angekommen wären, und er bäte, solche unangefochten in die Stadt zu lassen. Es geschah. Die Gesandten und Residenten der fremden Mächte an der Pforte haben das Recht, unter ihrem Namen, alles was sie wollen, nach Constantinopel kommen zu lassen, ohne daß die Zollbedienten sich darum weiter erkundigen.

Ehe man nach Constantinopel kommt, so fährt man durch den berühmten Canal, den die Alten den Hellespont, die neuern aber die Meerenge von Gallipoli, den Canal der Dardanellen, den Arm von St. Georgen, Boghas, oder die Meerenge des weissen Meeres nennen. An der Mündung liegen auf beyden Seiten Castellen, die den Eingang verwehren sollen. Es sind drey Batterien über einander, die aber nicht viel sagen wollen. Auf beyden Seiten des Canals ist das Land sehr wohl bebauet. Man siehet eine Menge Hügel, die mit Olivenbäumen und Weinstöcken besetzt sind. Mahometh der vierdte hatte im Jahr 1659. an dem Eingang noch zwey neue Schlöffer erbauen lassen. Das Wasser, welches aus dem schwarzen Meere herabfließt, strömt hier mit einer grossen Gewalt heraus. Wenn der Nordwind wehet, so darf es kein Schiff wagen,

in



in denselben hinein zu fahren; ist aber Südwind, so siehet man nichts mehr von einem Strom. Die Rauffarthey-Schiffe, die von Constantinopel herkommen, müssen sich hier bey dem Schloß, das auf der Asiatischen Seite liegt, visitiren lassen, damit keine Sclaven auf denselben entführt werden. Alle Schiffe, sie mögen von einer Nation seyn, von welcher sie wollen, müssen sich dieser Untersuchung unterwerfen; doch ist es mehr Ceremonie, als eine wirkliche Untersuchung. Bey den Dardanellen ist der Canal so enge, daß von grossen Canonen die Kugeln fast von einer Seite bis zur andern reichen. Auf der Asiatischen Seite sind ihrer von einer so ungeheuern Grösse, daß der Diameter der einen beynah eine Elle ausmacht. Die heutigen Dardanellen liegen auf einem ganz andern Platz, als die alten. Vier Meilen weiter vorwärts liegt Gallipoli, auf der Europäischen Seite. Es ist dieses eine grosse Stadt an der Mündung des propontischen Meeres, oder des Meeres von Marmora, oder des weissen Meeres. Von hier erweitert sich der Canal immer nach und nach. Es ist ungemein angenehm, auf diesem Canal, zwischen Europa und Asien zu fahren. Gallipoli liegt auf einer Halbinsel, die zween Häfen hat, einen gegen Süden, den andern gegen

B 2

Norden



Norden. Die See von Marmora ist an einigen Orten so breit, daß das Land unsichtbar wird. In der Mitte liegen die sogenannten Marmorinseln, davon nur die größte ein ansehnliches Dorf hat; die andern aber sind unbewohnt. Die grosse Menge von Marmorsteinen, die hier gefunden werden, hat dieser Stadt den Namen gegeben. Auf der Europäischen Seite liegt Rodosto, eine Stadt, welche die Pforte in den vorigen Zeiten den mißvergnügten Ungarn zur Wohnung angewiesen hatte.

Constantinopel selbst ist mit seinen Vorstädten, ohne Widerspruch die größte Stadt in Europa. (*) Die Lage derselben ist die angenehmste und bequemste, ja wie einige sagen, die einzige in ihrer Art. Europa und Asien sind hier allein durch den Canal, der aus dem schwarzen Meere herabkommt, und kaum den achten Theil einer deutschen Meile breit ist, von einander getrennt. Es scheint, als wenn der Canal der Dardanellen und der Canal des schwarzen Meeres ausdrücklich dazu be-

(*) Die Beschreibung von Constantinopel ist aus einigen neuern Reisebeschreibungen genommen.



bestimmt wären, ihr die Schätze aus allen Theilen der Welt zuzuführen. Die Vorstädte, welche zur Stadt gehören, und die auf Hügeln landwärts zu immer höher liegen, geben der Stadt von der Seeseite her ein ganz vortreffliches Ansehen. Die hohen Gebäude ragen überall hervor. Die mit Blei gedeckten Moscheen, und die dazu gehörigen mit vergoldeten Kuppeln versehene Minarets oder Thürme, werfen, wenn die Sonne darauf scheint, einen prächtigen Glanz von sich, wobey die in den Gärten gepflanzten Cypressen eine ausnehmend schöne Schattirung verursachen. Siedurch wird ein im Orient allgemein angenommenes Sprüchwort gerechtfertigt: „Wer Constantinopel nicht gesehen hat, der hat noch nichts vortreffliches gesehen.“ Allein die Wahrheit dieses Sprüchworts schränkt man nur auf den äussern Anblick der Stadt ein; daher man von einem Engländer erzählt, daß er, nachdem er die Stadt von aussen angesehen habe, sogleich wieder abgereiset sey, ohne in die Stadt zu kommen, damit er nicht die vortheilhafte Vorstellung, die ihm der äussere Anblick der Stadt gegeben, wieder verringern möge. Die Luft ist hier der Gesundheit sehr zuträglich. Der Sommer wird durch die Winde, welche von dem schwarzen Meere her wehen, sehr ge-



mäßiget; doch ist aus eben der Ursache der Winter öfters rauer und empfindlicher als in Deutschland. Die Bitterung wechselt oft sehr schnell ab, und auf eine gelinde folgt oft eine sehr kalte, welches der Gesundheit sehr schädlich ist, weil der Körper nicht dazu vorbereitet ist.

Die Nachrichten der Reisenden von der Grösse der Stadt sind nicht einstimmig. Thevenot macht sie etwas kleiner als Paris, und giebt ihr zwölf französische Meilen im Umfang. Spon setzt sie auf funfzehn, und Tournefort gar auf drey und zwanzig, und rechnet noch über dies für die Vorstädte, Galata, Pera, Tophana, Feudukli, zwölf Meilen, so daß er den ganzen Umfang der Stadt auf vier bis fünf und dreyßig französische Meilen setzt. Niebuhr setzt den Umfang von dem eigentlichen Constantinopel auf 13000. Doppelte Schritte. Eben so widersprechend sind die Nachrichten in Absicht auf die Bevölkerung. Daß diese mit der Grösse der Stadt nicht verhältnismäßig sey, sagen alle Reisende; wie stark sie aber eigentlich sey, kan man unmöglich genau bestimmen, indem sich alles nur auf Muthmasungen gründet. Insgemein schäzet man die Einwohner auf eine Million,
wovon



wovon über zweymalhundert tausend griechische Christen, vierzig tausend armenische, sechzig tausend Juden, und der Ueberrest Mahomedaner seyn sollen. Wenn man von den Personen, die man auf den Strassen sieht, einen Schluß auf die Volksmenge machen will, so betriegt man sich. Die Türken halten sich meistens in ihren Wohnungen auf, und gehen nicht viel auf den Strassen herum. Doch ist Constantinopel gegen andere türkische Städte gerechnet, noch am meisten bevölkert. Es kommen hier verschiedene Umstände zusammen. Die Handlung ziehet erstlich eine ungemein grosse Menge Menschen aus allen Theilen des türkischen Reichs, und aus andern Gegenden dahin. Sodann trägt auch die politische Verfassung des türkischen Reichs viel dazu bey. Da bey den Türken kein Adel ist, sondern sich ein jeder durch eigne Verdienste, oder durch Geld in die Höhe schwingen muß; so ist es ganz natürlich, daß sich aus den Provinzen eine Menge Menschen nach der Hauptstadt ziehen, um ihr Glück bey Hofe zu machen. Dazu kommen noch die entsetzlichen Bedrückungen, die die Pachas in den Provinzen ausüben, wodurch die begüterten Personen leicht bewogen werden, sich nach der Hauptstadt zu ziehen, wo sie denselben wenigstens nicht in so grosser





Maasse ausgefetzt sind. Des Morgens kommen auch eine Menge Handwerksleute in die Stadt, die des Abends wieder nach Haus auf die Dörfer gehen.

Die Lage der Stadt ist diese. Gegen Mittag, nach dem See von Marmora zu, liegen die sieben Thürme, an dem äußersten Ende der Stadt. Alsdenn zieht sie sich in einer nicht gar ungeraden Linie bis an die Spitze des Erdreichs fort, wo sich der Canal der süßen Wasser mit dem Canal, welcher aus dem schwarzen Meere kommt, vereiniget. Auf dieser Spitze liegt das Serail. Von hier aus bis an den vorgenannten Canal erstreckt sich das eigentliche Constantinopel gegen das Land hinaus. In der Mitte ist das Hauptquartier der Griechen, Fanâr genannt. Man sieht also, daß Constantinopel einen Triangel ausmacht, wovon das Serail der stumpfe Winkel ist. Von hier an bis zu den sieben Thürmen kan man ohne Vergrößerung eine deutsche Meile in gerader Linie annehmen. Von hier an schlingt sie sich bis auf die andere Seite des Canals, und erstreckt sich gegen Galata zu. Diese Vorstadt ist durch eine besondere Mauer von den andern abgeschnitten, und liegt dem Serail gegen über an dem Canal der süßen Wasser,



Wasser, und demjenigen, der von dem schwarzen Meere herkommt. Sie ist an Berge gebaut, auf deren einem ein von den Genuesern errichteter runder Thurm ist. Von hier an liegt an dem Canal des schwarzen Meeres weiter hinauf, Top-hana, oder die Stückgießerey. Auf den obern Anhöhen liegt Pera, wo sich die europäische Gesandten aufhalten. Von hier auf der asiatischen Seite gegen über liegt Scutari, und weiter nach dem Meerbusen von Nicâa herab, ein altes Serail, dem Constantinopolitanischen gegen über. Man thut eben so unrecht, wenn man Scutari unter die Vorstädte von Constantinopel rechnet, als wenn man Galata zu einer besondern Stadt machen will, indem der erstere Ort durch die Breite des ganzen Canals davon abgesondert, letzterer aber schon von den Alten als das dreyzehente Quartier von Constantinopel angesehen worden ist.

Die Mauern um Constantinopel herum sind so ziemlich gut. Auf der Landseite stehen zwei Mauern hintereinander, die ohngefähr zwanzig Schuhe von einander entfernt sind. Zwischen beyden Mauern befindet sich ein steil ausgestochener Graben, der ungefähr fünf und zwanzig Schuhe breit ist. Die äuf-



sere Mauer ist ohngefähr zwey Klafftern hoch, und wird von zweyhundert und funfzig niedrigen Thürmen beschützt. Die innere ist über zwanzig Schuh hoch, und die Thürme derselben stehen mit den äußern in einer gewissen Verbindung. Die Schießlöcher und übrige Oeffnungen sind wohl angebracht. Die Mauern sind durchgehends von gehauenen Steinen aufgeführt, bis auf einige Orte, wo sie von Ziegelsteinen gebauet sind. Die Mauer von den sieben Thürmen bis zu dem Serail, und diejenige, welche längst dem Hafen hin steht, scheint sehr vernachlässiget zu seyn. Man kan nicht um sie herum gehen, weil sie sich zum Theil bis in das Meer hinein erstreckt. An einigen Orten hinten gegen den Hafen zu, sind einige Häuser gleichsam angeschiffet. Die Thürme stehen sehr weit von einander, und sind zum Theil von den Stürmen übel zugerichtet.

Der Hafen von Constantinopel ist ein Becken, das sieben bis acht französische Meilen von der Seite der Stadt, und fast eben so viel von der Seite der Vorstädte im Umfang hat. Die Einfarth in denselben fängt an der Spitze des Serails an, und ist ohngefähr sechshundert Schritte breit. Von da erstreckt er sich gegen Abend in Gestalt eines krummen Horns,



Horns, denn die Küste hat keine Winkel oder Ecken, und endigt sich endlich bey dem Canal der süßen Wasser. Hier fällt der Fluß Lycus in denselben, der eigentlich aus zween Flüssen besteht, davon der eine von dem Dorfe Belgrad, und der andere von Nordwest herkommt. Wo sich diese beyden Flüsse vereinigen, ist der Strom nicht breiter als funfzig Schritte. Er ist nicht überall schiffbar, doch leistet er zur Reinigung des Hafens die vorzüglichsten Dienste. Denn indem er von Nordwest herkommt, fließet er von Galata her, während daß ein Theil des Wassers aus dem Canal des schwarzen Meeres, die von Norden her wie ein Strom kommen, mit dem größten Ungestümm anstossen, und gegen Abend zurück prallen. Durch diese Bewegung nehmen sie den Schlamm mit fort, der sich auf der Seite von Constantinopel anhäufen könnte, und treiben solchen nach und nach bis zu dem Canal der süßen Wasser. Diese folgen alsdenn dem Lauf derselben nach, und auf diese Art reiniget sich der Hafen von selbst. Hier liegen die Schiffe sehr sicher; denn kein anderer, als der Ostwind ist im Stande, den Hafen zu Constantinopel zu beunruhigen, indem derselbe gerade gegen Morgen zu offen ist. Dieser Wind setzet das Wasser öfters in Bewegung,



wegung, und stößt es mit der größten Hestigkeit gegen Abend zurück.

Wenn man bey Constantinopel auf dem Wasser fährt, so hat man auffer der schönen Lage der Stadt und den Gegenden herum, noch das besondere angenehme Schauspiel, daß man tausend kleine Fahrzeuge auf dem Wasser herum schwärmen sieht, welche die Menschen von einem Ort zum andern übersehen. Man nennt sie Raiken. Sie sind lang und schmal, und zum Theil sehr kostbar ausgehakt, und dabey ungemein leicht. Man kommt damit sehr geschwind fort, denn die Ruderer, oder wie man sie hier nennt, Raikschies, sind nicht ungeschickt, allein man kan leicht damit umgeworfen werden. Aus der Menge der Ruderer, und aus der Verzierung der Raiken, kan man urtheilen, wer in denselben fährt. Alles hat seine Ordnung. Der Großherr allein fährt in einer Raike mit einer grünen Decke, mit zwölf Paar Ruder; der Großvezier auf eben einer solchen mit einer rothen Decke; der Bostanschi-Baschi, oder Oberaufseher über die Lusthäuser des Kayser, auf eben einem solchen, aber ohne Decke. Die Grossen des Hofes und die Gesandten fahren mit sechs Paar Rudern, den Rußischen ausgenom-



genommen, welcher seit dem Frieden von 1739. mit sieben Paar Rudern fahren darf. Von andern Personen aber darf niemand über vier Paar haben; auch ist niemand erlaubt eine Decke darüber zu haben, ja in der Nachbarschaft des Serails darf man nicht einmal einen Sonnenschirm über sich halten, weil man dieses für die Hoheit des Kaisers für verkleinerlich hält. Die übrigen Schiffe der Türken, die man in dem Hafen und in dem Canal sieht, sind von keiner Erheblichkeit, so, daß die Europäischen Mächte nicht Ursache haben, sich für der Seemacht der Türken zu fürchten. Ihre Kriegsschiffe sind von einer ungeheuern Grösse, und sehen wie schwimmende Kastele aus. Sie ragen hinten gegen drey mittelmäßige Stockwerke aus der See hervor, und es setzet ungemeyne Schwierigkeit, solche umzudrehen. Alles, was dem Schiffe Leben und Bewegung geben muß, Masten, Ruder, Taue, Segel, ist unförmlich. Ihre Galeeren sind eben so schlecht beschaffen, und ihre Seeleute, die sie Leventi nennen, haben ausser der Unerfahrenheit, den schlechtesten Character. Mit einem Wort, das Seewesen der Türken verdient keine Achtung.

Nun wollen wir das Innere von Constantinopel kennen lernen, und hier ist das Serail
das



Das erste, welches unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es dieses Wort, welches eigentlich Seraj heist, bey den Türken von einer allgemeinen Bedeutung; denn es heist eigentlich ein Pallast, und wird auch den Pallästen der Grossen des Hofes und der Gesandten beygelegt. Der kaiserliche Pallast heist deswegen zum Unterschied eigentlich Padischa-Seraj, oder Sultan-Seraj, oder der Pallast des Kaisers; und so wird auch das Wort genommen, wenn es ohne Zusatz gesetzt wird. Dieser Pallast liegt gleich bey dem Eingang des Hafens linker Hand, und nimmt den Platz ein, wo das alte Byzanz gelegen ist, auf der Spitze der Halbinsel von Thracien. Es hat eine sehr angenehme Aussicht. Gegen Südosten hat es den Meerbusen von Nicäa, und Scutari, gegen Nordosten die schönen Gegenden des Canals, der aus dem schwarzen Meere kommt, und die Vorstädte Tophana, Pera, Galata, welche jenseits des Canals der süßen Wasser an den Bergen stufenweis in die Höhe gebaut sind. Es macht für sich, die Gärten mit dazu gerechnet, eine kleine Stadt aus, ist mit einer hohen Mauer umgeben, an welcher nach den Canälen zu, viele Canonen auf Pavetten liegen, welche bey den Spazierfahrten des Kaisers und öffentlichen Freudenbezeugun-



zeugungen abgefeuert werden. Es bildet eine Art eines Dreiecks. Die gegen die Stadt zu stehende Seite ist die größte; diejenige, an welche die Wasser des Bosphorus schlagen, liegt gegen Osten, und die dritte, welche den Eingang des Hafens macht, gegen Norden. Oben auf der Höhe des Serails sind die Zimmer, die Gärten aber sind unten, und erstrecken sich bis an das Meer. Die mit ihren Thürmen besetzte Stadtmauer läuft um den Pallast herum, und macht die Einfassung desselben von der Meerseite aus. So groß auch dieser Pallast ist, so hat doch das Aeußere desselben nichts merkwürdiges, und wenn man von der Schönheit der Gärten aus den Cypressen urtheilen darf, so würde man sagen müssen, daß sie mit eben so schlechten Geschmack angelegt sind, als der Privatpersonen ihre. Um das Serail herum sind eine Menge immer grüne Bäume gepflanzt, damit die Sultanninnen, die darinnen spazieren gehen, von den Einwohnern von Galata und den benachbarten Orten nicht gesehen werden können. Die Zimmer und Gemächer des Serails sind zu verschiedenen Zeiten und nach dem Belieben der Kayser und der Sultanninnen angelegt worden. Daher ist dieser berühmte Platz nichts anders, als eine Zusammen-

men



menfügung verschiedener Gebäude, ohne Plan, ohne Symmetrie, wovon oft eines auf das andere gemacht worden ist. Wir wollen ihn nun näher beschreiben.

Das sogenannte Serail ist von einem sehr weiten Umfang, und hat viele Gärten. Es ist durch eine Mauer von der Stadt abgesondert, diese aber kan den Sultan nur für einen kleinen Aufruhr gegen seine Unterthanen schützen, und sehr wenig zur Vertheidigung der Stadt dienen. Es liegen indessen auf den Ecken desselben viele Canonen am Wasser, die den Eingang in den Hafen und zu dem Canal, der nach dem schwarzen Meere zu geht, vertheidigen können. Da der Eingang in das Innere des Seraj keinem Menschen, der nicht vom Hofe ist, erlaubt wird, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Beschreibungen davon so mangelhaft sind. Man sagt, daß die meisten Nebengebäude auf Bogenstellungen ruhen, unter denen sich die Wohnungen der Officiere befinden, welche die Sultanninnen zu bedienen haben. Diese Frauenzimmer bewohnen die obern Theile, die sich insgemein mit Coppeln, die mit Bley gedeckt sind, oder mit Spizen endigen, auf denen oben ein vergoldeter halber Mond steht. Der Haupteingang

gang besteht aus einem grossen Pavillon, mit acht offenen Fenstern über dem Thore. Dieses ist sehr hoch und einfach; das Gewölbe desselben bildet einen halben Cirkel, und hat unter dem Gewölbe eine arabische Inschrift, und zwei in die Mauer gegrabene Nischen. Diese Pforte siehet mehr einem Wachthaus, als dem Eingang des Pallastes eines so mächtigen Monarchen gleich. Zum Zeichen, daß dieses einen königlichen Pallast vorstellen soll, stehen oben auf dem Dachwerk des Pavillons zwei kleine Thürme. Es sind einige, die die gewöhnliche Benennung des Türkischen Hofes, Ottomannische Pforte, von diesem Thor, oder Pforte des Serails, herleiten. Andere aber widersprechen, und erklären diesen Ausdruck auf folgende Art. Die Türken, sagen sie, nennen ein Thor Kapu, und eben so nennen sie auch einen Pallast. Zu Constantinopel versteht man durch dieses Wort insonderheit den Pallast des W i s i r s, oder Großveziers. Nun ist bekannt, daß die Dolmetscher der Europäischen Gesandten fast täglich bey dem Kapu, oder Pallast des Veziers seyn müssen. Hier hat der Dolmetscher des Sultans ein Zimmer, wo er täglich zu einer gewissen Zeit seyn muß, um in der Nähe zu seyn, wenn entweder der Vezier, oder Keis E f f e n d i, ihn oder einen

R. n. Persien. I. Th. E Euro-



Europäischen Dolmetscher zu sprechen verlangt. Vielleicht haben die Europäer, welche zuerst Nachricht von der Pforte, oder dem Gerichtshofe des Beziers, erhielten, geglaubt, daß von dem Hofe des Sultans die Rede sey, und vielleicht hat man also aus einem Mißverständnis den Hof des Sultans der Ottomanen, die Ottomannische Pforte genennt. Wenigstens scheint diese Benennung nicht von der äussern Pforte vor dem Hofe des Sultans den Namen zu haben.

Durch dieses Thor kommt man in einen grossen Hof, der viel länger als breit ist. Rechter Hand sind die Krankenstuben, und linker Hand die Wohnungen der Azancoglan, d. i. derjenigen Personen, die die geringsten Arbeiten in dem Serail zu verrichten haben. Jedermann hat die Erlaubnis, in diesen Hof zu kommen. Die Domestiken und Slaven der Pachaß und der Agha, die etwas bey Hofe zu thun haben, warten hier auf ihre Herrn, und geben auf ihre Pferde Achtung. Man beobachtet hier das größte Stillschweigen, und wenn Jemand etwas lauter reden würde, als es die Achtung gegen den Kayserlichen Pallast erlaubte, so würde er zur Belohnung eine gute Tracht Schläge bekommen. In diesem Hofe



Hofe ist auch die Münze, ein häßliches Gebäude. In einer Entfernung von ohngefähr tausend Schritten, von der äussern Pforte an zu rechnen, findet sich das zweyte Thor, welches so wie das erste von funfzig Capigis, oder Thürhütern bewacht wird. Hier kommt man in den zweyten Hof. Dieser ist viereckigt, und hat ohngefähr dreyhundert Schritte im Durchmesser. Er ist viel schöner und angenehmer als der erste. Die Wege desselben sind gepflastert, und die Alleen werden gut unterhalten. Der übrige Theil ist ein prächtiges Rasenstück, das über und über grün, und hin und her mit Springbrunnen besetzt ist. Dieser Hof ist rings herum mit Gebäuden besetzt, die aber nicht von gleicher Höhe sind. Einige haben eine Säulenordnung, unter welchen man trocken gehen kan, andere nicht. Linker Hand ist der Schatz des Großherrn und der kleinere Marstall. Hier zeigt man auch eine Fontäne, wo ehemals denen Pachas, die zum Tode verurtheilt waren, die Köpfe abgeschlagen wurden. Rechter Hand sind die Küchen und Speisekammern. Erstere haben zwar ihre Kuppeln, aber keine Schornsteine, sondern das Feuer wird in der Mitte derselben angezündet, und der Rauch gehet durch die Löcher, welche oben in den Kuppeln sind, hinaus. Um den



ganzen Hof läuft eine niedrige Gallerie herum, die mit Bley bedeckt ist, und auf Säulen von Marmor ruht. Niemand als der Sultan darf in diesem Hofe zu Pferd erscheinen. Wenn Gesandten zur Audienz gelassen werden, so stellen sich die Janitscharen hier in prächtiger Kleidung unter der Gallerie in Ordnung. Dem zweyten Thore gerade gegen über raget ein steinernes nicht unansehnliches Gebäude mit einer Ecke hervor, in dessen untersten Stockwerk der Divan ist. Rechter Hand ist eine Pforte, wodurch man in das Innere des Serails kommt. Durch diese Pforte wird niemand, der kein Türke ist, gelassen, und auch unter diesen niemand, als wer zum Hof gehört, oder dahin gerufen wird. Hier ist der eigentliche Wohnsitz des Kayser's, und seiner Frauenzimmer, und er endigt sich mit der Spitze des Erdreichs, wo sich der Canal der süßen Wasser mit den andern Gewässern vereinigt. Hier sind verschiedene Kioske, oder Balcons herausgebaut. Der vornehmste davon ruht auf zwölf Säulen von Marmor, ist getäfelt, nach persischer Art gemahlt, und prächtig möblirt. Hierher verfügt sich der Großherr öfters, wenn er dasjenige, was in dem Canal vorgeht, sehen will.

Wenn



Wenn der Sultan den fremden Gesandten Audienz erteilt, so geschieht es nicht in den innersten Theilen des Serails, sondern in einem Zimmer nahe bey dem Divan. Diese Audienzien werden bey der Ankunft und Abreise der Gesandten, bey den Veränderungen der Kayser und Beziere, bey andern Vorfällen aber nicht leicht gegeben, sondern die übrigen Geschäfte werden schriftlich abgehandelt. Die Vorstellungen werden dem Pforsendollmetscher überliefert, welcher sie in das türkische übersetzt, und mit seinem Kopf für die Richtigkeit der Uebersetzung haften muß. Es suchen auch die Gesandten nicht leicht, außer im höchsten Nothfall, Audienz, weil es allemal einen Aufwand von etlich tausend Thalern macht. Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen das Ceremoniel einer solchen Audienz aus den neuesten Nachrichten eines Reisenden mittheilen. Der Gesandte, (so sagt er,) macht sich des morgens um vier Uhr auf den Weg. Zuerst gehen zwölf bis vier und zwanzig Janitscharen voran, mit Ceremonienstäben in der Hand, und Mützen auf dem Haupte, woran von hinten ein weißer Streif von fast zwey Ellen lang, und einem Viertel breit, herabhängt. Hierauf folgen eben so viel Livray- und Hausbediente,



diente, die von dem Stallmeister des Gesandten angeführt werden. Hierauf folgt der Gesandtschafts-Secretair, welcher die Beglaubigungsbriefe von seinem Hofe auf einem kostbaren Küssen trägt. Der Gesandte folgt unmittelbar hernach, entweder zu Fuß, oder in einer Sänfte. Den Beschluß macht sein Gefolg, welcher aus seiner Nation, und auch aus Fremdlingen besteht, die diese Feyerlichkeit mit ansehen wollen. Dieser Zug geht von Pera, wo die Gesandten wohnen, bis an den Canal der süßen Wasser. Hier warten schon eine hinlängliche Anzahl Kaiken, die von dem Bezier abgeschickt worden sind, um den Gesandten und sein Gefolg hinüber zu führen. Auf der andern Seite steht der Ober-Ceremonienmeister in Bereitschaft, den Gesandten in Empfang zu nehmen. So bald der Gesandte ankommt, so wird er mit den Vornehmsten seines Gefolgs in ein kleines dazu bestimmtes Haus geführt, wo er mit Caffee bedient wird. Nunmehr kommen die auf Befehl des Beziers abgeschickte Pferde, zur Abholung der Gesandtschaft, an. Der Gesandte und sein Gefolg setzen sich nebst dem Ceremonienmeister zu Pferd, und der Zug geht in der vorhingemeldten Ordnung fort, nur mit dem Unterschied, daß wenn es ein Ambassadeur

deur

deur ist, ihm der Ceremonienmeister auf der linken Hand, ist es aber ein Envoye, auf der rechten reitet. So geht der Zug bis zu dem Pallast des Beziers. Hier versammeln sich viele Grossen des Reichs, um ihn abzuholen. Diese setzen sich nunmehr in Bewegung, hierauf folgt der Großvezier, und der Pfortendollmetscher macht den Beschluß. Hier schließt sich der Gesandte mit seinem ganzen Gefolge an. Der ganze Zug gehet nach dem Serail, wo man zum ersten Thor hineinreitet, bey der zweyten Pforte aber absteiget, und zu Fuß hineingeht. Man geht hierauf auf den Divan zu, der kurze Zeit hernach geöffnet wird. Dieses ist ein gewölbtes Zimmer, von ohngefähr funfzig Fuß im Quadrat. Die Thüre ist gegen Morgen; gegen diese und die Mittagsseite sind auch Fenster. Der Thüre gerade gegen über ist in der Wand ohngefähr sechszechen Fuß hoch von der Erde ein goldenes Gitter, ohngefähr vier Schuh hoch, und drey breit. Hieran stößt ein dunkles Zimmer, wo sich der Großherr manchmal aufhält, um im Verborgenen zu sehen und zu hören, was in dem Divan vorgeht. Man wird vor dem Eintritt von dem Pfortendollmetscher gewarnt, nicht viel gegen dieses Gitter zu sehen. Unter diesem Gitter sitzt der



Großvezier allein auf einem Sopha, welcher diese ganze Seite einnimmt, und auf den beyden andern Seiten fast bis in die Mitte des Divans gehet. Zu seiner Linken sitzen die Gouverneurs der Provinzen, wenn sie in Constantinopel sind, ingleichen einige Staats-Minister, zur Rechten der Captan-Pascha, oder Großadmiral, der Groß-Schakmeister, und der Keis Effendi, oder der Minister der ausländischen Sachen. Auf eben diese Seite gegen die Thüre zu, setzt sich der Gesandte auf einen Stuhl ohne Lehne, zu seiner Linken stehet der Pfortendollmetscher, sein Gefolg aber hinter ihm. Wenn sich nun alles in Ordnung gesetzt hat, so fängt man an einen Gerichtstag zu halten. Es werden die streitenden Partheyen herein gerufen; gerichtliche Personen lesen die Sache eines jeden vor, und der Großvezier giebt in wenig Worten den Bescheid. Wenn diese ernsthafte Scene einige Stunden gedauert hat; (wobey der Gesandte und sein Gefolg die Zuschauer abgeben) so kommen gegen neun Uhr die Köche des Großherrs, und tragen so viele kleine runde, dabey aber gemeine Tische, auf, als türkische Minister in dem Divan sind. Vor einen jeden wird einer gesetzt, und eine kühperne runde Platte, ohngefähr vier Schuhe im Durchschnitt, wird darauf



Darauf gelegt. Der Gesandte wird an des Großveziers Tisch gegen ihn über gesetzt. Zu den andern Grossen setzen sich zween auch drey Europäer. Es werden etliche hundert Schüsselfen herum getragen, und in einer halben Stunde ist die ganze Mahlzeit geendigt. Nunmehr wird Wasser zum Waschen gereicht, und es werden die Anstalten zur eigentlichen Audienz gemacht. Alle Staatsminister gehen nach einer Verbeugung vor dem Großvezier zum Divan hinaus. Dem Kayser wird hierauf das Verlangen des Gesandten nach einer Audienz, hinterbracht, und sie wird ihm auch sogleich gestattet. Der Gesandte gehet unter einer Verbeugung vor dem Großvezier aus dem Divan hinaus in den Hof, der Vezier aber bleibt sitzen. Es kommen eine Menge Bediente mit Castanen, womit der Gesandte und sein Gefolg bekleidet werden, ehe sie vor dem Kayser erscheinen. Nunmehr wird der Gesandte an einen solchen Ort gestellt, daß er den ganzen Zug, wenn der Vezier in und aus dem Divan kommt, sehen kan; zu gleicher Zeit stellen sich auch die Janitscharen in Ordnung. Aus dem Audienzzimmer kommen zween Kammerherrn mit silbernen Stäben herauf, und gehen gerade nach dem Divan zu. Der Großvezier kommt aus demselben heraus, und wird



mit grosser Gravität zum Kayser geführt. Man kan sich nichts ernsthafteres vorstellen, als den Anstand dieses Ganges. Er legt verschiedentlich die rechte Hand an das Herz, und begrüßet auf diese Weise die verschiedenen Reihen Janitscharen, und auch den Gesandten. Wenn er eine kurze Zeit bey dem Großherrn in dem Audienzzimmer gewesen ist, so kommen so viel Paare von Ceremonienmeistern hervor, als Personen in den Audienzsaal kommen sollen. Zween fassen einen Europäer unter die Arme, und führen ihn hinein. Der Großherr sitzt auf einem Sopha, der Großvezier steht zu seiner Linken, der Pfortendolmetscher aber liegt vor dem ersten platt auf der Erde, mit dem Gesicht zum Vezier gekehrt, als gleichsam unwürdig den Kayser anzusehen. Der Gesandte macht eine Verbeugung, und thut zugleich seinen Antrag, mit Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens, welches er mit gewissen Ceremonien von dem Küssen seines Secretairs nimmt. Der Dolmetscher übersetzt das Compliment, und der Großvezier nimmt die Briefe an. Dieser giebt auch im Namen des Kayfers die Antwort zurück, und in Zeit von fünf Minuten ist die ganze Audienz geendigt. Bey dem Heraustritt wird den Europäern zugerufen, sich aus dem Serail heraus zu machen, und



und diese lassen sich es auch nicht zweymal sagen. Ein jeder eilt, durch die zweyte Pforte hindurch zu kommen; doch dürfen sie nicht eher zur dritten Pforte hinaus, bis alle Staats- und Kriegsteute hinaus gegangen sind. Hierauf tritt der Gesandte seinen Rückweg an, und gegen eilf Uhr, kommt er in sein Quartier nach Pera zurück.

Ehe der Gesandte die feyerliche Audienz beym Kayser hat, so muß er vorher dem Großvezier in seinem Pallast die Aufwartung machen. Es ist dieses ein weitläufiges auch ziemlich hohes Gebäude; es ist aber nur von Holz gebaut, doch sind die Treppen darinnen weit besser, als in den andern türkischen Gebäuden; die Säle zu den Audienzen sind groß und helle, und die Stubendecken künstlich ausgearbeitet. Wenn ein Gesandter bey dem Großvezier zur Audienz geht, so geschieht der Zug auf eben die Art, als wie bey der Audienz beym Kayser. Wenn man bey dem Pallast angekommen ist, so wird der Gesandte von dem Pfortendollmetscher in einen Saal geführt, damit es dem Vezier gemeldet werde. Nach einem kurzen Aufenthalt wird der Gesandte in den Audienzsaal geführt. Es ist hier alles auf das genaueste berechnet, damit niemand in dem Ceremoniel dem



Dem andern etwas nachgebe. Daher auch der
 Bezier nicht zu der nemlichen Thüre hinein-
 geht, wodurch der Gesandte hinein gegangen ist,
 damit es nicht das Ansehen haben möge, als
 wenn er ihm nachgegangen wäre. In der
 Ecke des Zimmers steht ein Sopha für den
 Großvezier, und drey Schritte vor demselben
 ein Stuhl ohne Rücklehne für den Gesandten:
 denn da der Großvezier ihm nicht die Rechte
 auf dem Sopha geben, und er die Linke nicht
 annehmen will; so hat man einen solchen Mit-
 telweg ausfindig gemacht. Zur rechten Hand
 derjenigen Thüre, wo der Gesandte hineingeht,
 steht eine Reihe der vornehmsten Staatsbedien-
 ten, bis an den Stuhl des Gesandten; und
 eben eine solche Reihe stehet auch von der lin-
 ken Hand der Thüre, wo der Großvezier her-
 ein kommt, bis zu seinem Sitze. Der Ge-
 sandte gehet zu erst hinein, geht in die Mitte
 durch, setzet sich aber nicht nieder, sondern
 bleibt stehen, bis der Großvezier kommt, und
 Platz nimmt, weil er sonst bey dessen Ein-
 tritt aufstehen müßte, welches er nicht thun
 will: sein Gefolg aber darf nicht mitten durch,
 sondern muß zwischen der Reihe und den Fen-
 stern gehen, und so hinter den Gesandten tret-
 ten. Einen kleinen Augenblick darauf werden
 die Thüren geöffnet, und der Großvezier gehet
 mitten



mitten durch zu seinem Sitz. Es wird ihm zugleich das Salam, oder das türkische Vivat, dreymal zugerufen. So wie er sich niedersetzet, so setzet sich auch der Gesandte nieder, und sie machen einander eine Art von Begrüßungen, wobey der Dolmetscher des Gesandten der Uebersetzer ist. Die Grossen des Hofes, und das Gefolge des Gesandten bleiben stehen. Der letztere überreicht dem Bezier seine Beglaubigungsbriefe, und empfängt auch die Antwort darauf, denn es ist vorher schon alles abgemacht worden. Bey der Audienz wird gar kein Geschäfte abgehandelt, sondern nur von gleichgültigen Sachen geredet. Hierauf wird Caffee mit einigen Süßigkeiten, und darauf Sorbet gereicht. Es werden Kopf, Hände und Kleider mit wohlriechenden Wassern besprenget, und dem Gesandten und seinem Gefolge Castane, oder Ehrenkleider angelegt. Es sind solche von Baumwolle und durchwirkter Flockseite dünne gewirkte, grösstentheils weißlich mit blaßgelben Blumen gezierte Kleider, die in der Form mit unsern Schlafröcken übereinkommen, auffer daß die Ärmel bis auf die Erde herabhängen, und so enge sind, daß der Arm nicht hindurch geht. Giebt der Grosvezier einen Wink, daß man das Rauchwerk bringe, so ist dieses das Zeichen, daß die Audienz geen-

geen-



geendigt werden soll. Der Gesandte steht alsdenn auf, und bückt sich vor dem Bezier; dieser bückt sich gleichfalls, bleibt aber sitzen. Der Gesandte geht hierauf in eben der Ordnung, als er gekommen ist, wieder zurück; die ganze Audienz dauert kaum eine halbe Stunde.

Gegenwärtig sind zwölf Europäische Gesandtschaften zu Constantinopel. Frankreich, Engelland, Venedig und Holland haben hier Bothschafter vom ersten Rang; der deutsche Kayser einen Internuncius; Schweden, Neapel und Rußland haben beständige Gesandten; Dännemark und Preussen Gesandtschaftsverwalter; Polen einen Minister; Ragusa einen Consul. Alle Europäer, die sich in der Turkey aufhalten wollen, müssen von einem dieser Minister Schutz haben; dann leben sie frey und sicher, treiben Handel ohne Zwang, und genießen eine völlige Religionsfreyheit. Ein jeder von diesen Gesandten hat seinen Drogman, oder Dollmetscher, der aber nicht aus seinen Landsleuten, sondern im Lande gebohren ist. Wenn der Gesandte etwas bey der Pforte auszurichten hat, so schickt er seinen Dollmetscher. Dieser fährt von Pera über das Wasser, gehet zu dem Reis - Effendi, oder dem Drogman der Pforte; diesem eröffnet er das vom Gesandten ihm



ihm aufgetragene Gewerbe, und geht mit der erhaltenen Antwort wieder zurück. Durch diese werden auch die Geschenke, die die Gesandten dem Großherrs machen, überschickt. Sie bestehen in Confect, schönen Desserts, mit Blumen, Spiegeln und Figuren: sie bekommen dagegen oft ein Geschenk zurück, welches mehr werth ist, als dasjenige, welches sie gebracht haben. Hiedurch werden ihre Umstände verbessert: denn ihr Gehalt ist so ausserordentlich groß eben nicht.

Unter den öffentlichen Gebäuden von Constantinopel verdienen die Moskeen, oder Moscheen, einen vorzüglichen Platz. Sie dürfen ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers nicht erbauet werden, und eigentlich nicht eher, als nach einem erhaltenen Siege über die Ungläubigen. Sie sind äusserlich durch ihre Bauart von andern Gebäuden unterschieden. Sie sind mit spizigen Thürmen, (Minarets) versehen, kuppelförmig gewölbt, und mit Bley gedeckt. Sie stehen ganz alleine, und sind mit einem geräumigen Hofe eingeschlossen, und mit schönen Bäumen und Fontänen geziert. Man duldet in demselben keine Hunde, niemand begehret etwas unanständiges darinnen, und sie haben meistens reiche Einkünfte. Sie fallen
durch



durch ihre Größe und Festigkeit schön in die Augen. Ihre Kuppeln haben eine richtige Proportion. Die besten alten Kirchen der Christen sind in Moskeen verwandelt worden. Inwendig sind sie der Größe nach entweder mit oder ohne Pfeiler versehen. Es ist nichts darinnen, als nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, eine Tafel, oder ein Schrank in der Wand, worinnen etwa ein Exemplar des Korans liegt, zum Kennzeichen, dies sey der Himmelsstrich, wohin die Betende ihr Gesicht wenden sollen. Diesen Schrank, oder Tafel, nennen sie Kebla, d. i. der Aublick. Vor derselben ist eine Bühne, worauf man vermittelst einiger Stufen hinauf steigt, und worvor die Gebete verrichtet werden. Uebrigens findet man keine Bänke, oder Stühle darinnen, sondern nur Matten, welche von geschnittenem Rohr gewirkt sind. An den Einkünften der Moskeen darf sich keine Obrigkeit vergreifen. Wenn sich Personen oder Familien in ihren Häusern oder Besitzungen nicht sicher glauben, so vermachen sie solche an eine ihnen gefällige Moskee, unter solchen Bedingungen, als sie wollen, z. E. daß sie jährlich einen oder mehrere Piafter an sie abtragen sollen, oder sich und allen ihren Nachkommen den übrigen völligen Besitz davon vorbehalten. Diese Güter werden ordentlich berechnet, und

es

es muß dem Großherrn Rechnung davon abgelegt werden, doch darf er nichts von solchen nehmen, und höchstens wird ihm nur zum Krieg wider die Feinde der Religion eine Beyhülfe davon zugestanden. Die Besitzungen, die man ihnen vermacht, werden Bakus genennt. Keinem, als nur den Mahomedanern, ist ordentlich der Eingang in eine Moskee erlaubt. Doch findet hievon eine doppelte Ausnahme statt. Die vormalige St. Sophienkirche wird dem Venezianischen Abgesandten nach seiner Audienz bey dem Kayser, vermittelt eines Herkommens, ordentlich gezeigt. Wer hiernächst dem Vorsteher derselben etliche Ducaten darbeut, erlangt auch die Freyheit, bey Sonnenaufgang auf einer der Galerien darinnen kürzer oder länger herumgeführt zu werden. Auch sind in Constantinopel noch zwe Moskeen von Derwischen, oder türkischen Mönchen, wo nicht nur den fremden Religions-Verwandten der Eingang, sondern auch die Erlaubnis, dem Gottesdienst beyzuwohnen, wenigstens zu gewissen Zeiten, verstatet wird. Sie glauben dadurch andere zur Annahme ihrer Religion zu bewegen. Eine dieser Moskeen ist in Pera, worinnen alle Freytage Nachmittag Gottesdienst gehalten wird. Sie ist rund, hat inwendig eine Säulenordnung, welche ohngefähr sechs Schritte von der Wand absteht, und mit einem Ge-

R. n. Persien. I. Th. D länder



länder eingeschlossen ist, damit der Platz innerhalb der Säulenordnung frey bleibe. Die Zuschauer stehen aufferhalb derselben. Vor der vorhingenannten Bühne sitzt der Oberste der Mönche, und die andern gleichsam zu seinen Füßen. Der Anfang des Gottesdienstes wird hier mit arabischen Gesängen gemacht, und mit Instrumental-Music begleitet, die für ein europäisches Ohr eben nicht so gar angenehm ist. Der Oberste der Mönche thut hierauf einen Vortrag, nach dessen Endigung die Mönche wunderliche Bewegungen machen: ob dadurch viele Profelyten gemacht werden, will ich nicht sagen.

Die vornehmste und berühmteste Moskee, ist die vorhingenannte Sophienkirche. Sie ist das Original, wornach alle übrige Moskeen eingerichtet sind. Sie hat eine vortheilhafte Lage, und stehet an einem der schönsten Plätze in Constantinopel, auf der Anhöhe des Hügel, der an der Spitze des Serails bis an das Meer hinabgeht. Diese Kirche, die nach der Peterkirche in Rom, für das schönste und größte Gebäude in der Welt ausgegeben worden ist, scheint von aussen erschrecklich plump und gar nicht prächtig zu seyn. Sie macht beynah ein Viereck, und das Dach, so das einzige merk-

merkwürdige Stück ist, ruhet von aussen auf vier Pfeilern, von einer ungeheuern Grösse. Diese Pfeiler sind eine Art massiver Thürme, die man erst nach der Vollendung des Gebäudes hat aufrichten müssen, um den grossen Körper desselben zu unterstützen. Der Vordergiebel hat nichts prächtvolles, auch nichts, das dem Begriff angemessen wäre, den man sich anderwärts davon macht. Den Eingang macht ein bedeckter Gang, der ohngefähr sechs Klaftern breit ist; aus diesem bedeckten Gang kommt man durch neun marmorne Thore in die Kirche, deren eiserne und mit Basreliefs gezierten Flügel eine grosse Pracht verrathen. Der Vorhof ist mit einem andern verbunden, der mit ihm parallel ist, und nur fünf Thore von Bronze, ohne Basreliefs hat. Die Flügel der Thore waren ehemals mit Creuzen versehen, die Türken haben aber nichts, als die Stöcke stehen lassen. In diese beyden Vorhöfe gehet man nicht vornen hinein, sondern blos durch offene Thüren, die neben an den Seiten angebracht sind. Ein Dom, oder Helmdach, von einer bewundernswürdigen Bauart, vertritt die Stelle des Schiffs; unten an demselben ist eine Säulenstellung, auf welcher eine Gallerie ruht, die fünf Klafter breit ist, und ein vorzügliches Gewölbe hat. In dem Raume, wel-



cher zwischen den Säulen ist, stehen an der Brustwehre Kreuze in Basrelief, welche die Türken sehr gemißhandelt haben. Auf dem Kranz des Gesimses läuft eine andere kleinere Gallerie, oder vielmehr nur ein Geländer hin, das nur so breit ist, daß eine einzige Person durchgehen kann: über dieser Gallerie ist noch eine angebracht. Zur Zeit des Kamedsan werden diese Geländer mit Lampen besetzt, welche eine gute Wirkung thun. Gegen Morgen war ehemals das Sanctuarium, worinnen der hohe Altar stand. Als sich Mahomed II. dieser Kirche bemächtigte; so setzte er sich mit kreuzweis übereinander geschlagenen Füßen, nach Art der Türken, auf denselben, ließ ihn hierauf niederreißen, und an einen von den Pfeilern, an welchem der Sitz des Patriarchen stand, ein Stück seidenes Zeug anheften, auf welchem arabische Buchstaben gestickt waren. Auf diese Weise wurde diese ehemalige christliche Kirche zu einer türkischen Moskee eingeweiht. Diese Moskee ist inwendig zwey und vierzig Klafter lang, und gegen achtzehn breit. Man zählet in derselben hundert und sieben Säulen von verschiedenen Marmor, von Porphyr, oder ägyptischen Granit. Der ganze Dom ist mit verschiedenen Arten Marmor bezogen und gepflastert. Der Anwurf der Gallerie ist von mosaischer

scher

fcher Arbeit, die meistens aus gläsernen Würfeln besteht, welche sich alle Tage von ihrer Ritze ablösen, ihre Farbe aber ohne alle Veränderung behalten. Diese gläserne Würfel sind wirklich unterlegte Steine; denn die auf verschiedene Art gefärbte Folio ist mit einem sehr zarten Stück Glas bedeckt, das man nicht anders, als mit siedendem Wasser ablösen kan.

Die Bauart dieser Moskee ist, wie schon gesagt ist, das Muster von allen andern. Die vornehmsten darunter sind folgende: die von Sultan Achmed; Walide, eine Moskee, die von der Mutter eines Sultans erbauet worden ist; Sultan Osman; Sultan Bajazet; Sultan Soliman; Schahzade; Sultan Selim &c. Keine von diesen ist der Sophienkirche in der Bauart gleich zu schätzen; einige von ihnen aber sind viel grösser, und machen alle ihrem Stifter Ehre, und der Stadt eine Zierde. Die meisten stehen auf den größten Anhöhen der Stadt; sie stehen auf grossen freyen Plätzen. Es sind bey denselben Schulen, und bey vielen werden täglich Almosen an Geld und Lebensmitteln ausgetheilt. In einigen liegen die Stifter der Moskeen begraben. Man findet vielleicht wenig Städte in der Welt, die so viele prächtige Grabmäler der Familien ihrer



ihrer Regenten aufweisen können, als Constantinopel. Die Moskee Ejub ist besonders darum merkwürdig, weil dem Sultan bey seiner Gelangung zum Throne, hier der Säbel umgürtet wird. Man siehet zu Constantinopel noch verschiedene prächtige Moskeen, die von Beziern und andern reichen Herrn gestiftet worden sind. Unter allen Moskeen aber kommt keine der Sophienmoskee in Ansehung der Schönheit des Doms so nahe, als die Solimanie, welche Soliman der zweyte gestiftet hat. Ja man kan sagen, daß sie von aussen die Sophie noch übertrifft. Ihre Fenster sind viel grösser, und stehen in einer schönern Ordnung. Die Gallerien, welche von einem Pfeiler zum andern laufen, sind weit regelmässiger und prächtiger. Das ganze Gebäude bestehet aus den schönsten Steinen, die man in den Ruinen von Chalcedon gefunden hat. Da sich die Mahomedaner nach ihrem Gesetze oft waschen und reinigen müssen; so haben die Stifter der Moskeen auch bey denselben Springbrunnen angelegt. Derjenige bey der Solimanie steht in der Mitte eines grossen Hofes, der rings herum mit Bäumen bepflanzt ist. Das Grabmal des Sultans, welcher diese Moskee gestiftet, und das Grabmal seiner Gemahlin, befinden sich bey dieser Moskee. Der Sarg des Soliman ist mit einem

nem

nem schönen gestickten Vorhang bedeckt. Oben bey dem Kopf des Sarges befindet sich der Turban dieses Kaisers, mit zwei Zitternadeln, die mit Edelsteinen besetzt sind. Hier brennen verschiedene grosse Kerzen und sehr viele Lampen. Auch hängen einige Korane an Ketten, worinnen beständig einige Leute lesen müssen, die dafür ordentlich besoldet werden: denn die Türken glauben, daß das Gebet den Todten zu statten komme.

Eine ordentliche Moskee erfordert wenig zur Unterhaltung; eine kaiserliche aber desto mehr, dermassen, daß man sagt, der dritte Theil der Einkünfte des Reichs sey kaum hinlänglich dazu. Der Kislar Aga, oder das Haupt der schwarzen Verschnittenen, hat darüber, so wie auch über die geistlichen Aemter bey denselben, die Hauptaufsicht. Die Einkünfte der Sophienmoskee sollen sich jährlich auf viermalshundert tausend Gulden belaufen. Der Großherr zahlet für den Boden, worauf das Serail steht, alle Tage tausend und einen Asper. Diese Einkünfte werden zur Unterhaltung der Gebäude, zur Besoldung für diejenigen, die an den Moskeen dienen, zur Verpflegung der Armen, die sich zu gewissen Stunden des Tages bey der Thüre einfinden, für die Schüler, die



man daselbst erziehet und in dem Gesetz Mahomed's unterrichtet, u. d. g. angewendet. Was übrig bleibt, wird in den Schatz der Moskee gelegt, um die außerordentlichen Ausgaben, die bey Einstürzung der Gebäude, bey Feuersbrünsten, und dergl. verursacht werden, zu bestreiten. Der Schatz der sämtlichen Moskeen wird in dem Schloß der sieben Thürme aufbewahrt, und der Großherr darf solchen nicht eher, als bey dringenden Umständen, zur Erhaltung der Religion angreifen. In den andern Städten des Reichs bezahlen alle Häuser einen jährlichen Grundzins, den sie *Wacuf*, oder auch *Wacfi* nennen, zur Unterhaltung der Moskeen. Die Sophienkirche zieht den Grundzins von der Stadt Smyrna, die Valida von Rodosto, Sultan Bajazet von Adrianopel, und die Moskeen von Adrianopel bekommen den Grundzins von Galata. Wenn die Griechen, die Juden, die Armenier, ohne männliche Erben sterben, so bekommt die Moskee, ausser dem Grundzins, den sie bis dahin gezogen hat, das Haus selbst. Bey den Türken aber erben die Brüder und Anverwandten das Haus, und bezahlen der Moskee nur den Grundzins. Um von diesem Grundzins frey zu werden, ist es erlaubt, zum Besten der Moskee, Boutiquen, oder andere Güter zu kaufen, welche eben so
viel

viel betragen, als der Grundzins. Die Dörfer, deren Einkünfte den kaiserlichen Moskeen gehören, haben grosse Freyheiten. Die Einwohner derselben sind von Kriegsdiensten frey, und vor den Unterdrückungen des Pachas sicher.

Wir haben vorhin angemerkt, daß bey einer jeden Moskee Springbrunnen angelegt sind. Hiezu und den übrigen Bedürfnissen wird nun viel Wasser erfordert, und mehr als die Quellen in der Stadt geben. Es muß also das Wasser von aussen her in die Stadt gebracht werden. Jezo erhält sie ihr Wasser aus drey grossen Bents, oder Wasserbehältnissen, etwa drey deutsche Meilen von der Stadt her. Das Wasser wird von den umliegenden Hügeln in einem Thal versammelt, durch eine starke Mauer aufgehalten, und erst nach und nach abgelassen. Die Wasserbehältnisse haben den Regenten unfägliche Summen gekostet. Weil der Boden in dieser Gegend sehr ungleich ist; so muß das Wasser bald durch Hügel durchgeführt, bald um dieselbe herumgeleitet werden; wo Thäler sind, hat man starke und hohe Mauern gebaut, um dadurch das Wasser in die grossen Wasserbehältnisse zu bringen. Diese Wasserleitungen sind zum Theil von den griechischen Kaysern, zum Theil auch erst neuerlich von den Sulta-



nen erbauet worden. Man sagt, daß derjenige Bent, welcher nordwärts von dem Dorfe Burgas liegt, erst von dem leztregierenden Sultan zu Stand gebracht worden, ingleichen das Wasserbehältnis bey Bagtschekoj, und die Wasserleitung bis zu den Dörfern am Canal und bis Galata, nicht älter sey, als von Sultan Mahumeds Zeiten. Der jehige Sultan hat um die Ecke des Serails, und von dem lezten Castell auf der asiatischen Seite bis um das schwarze Meer, an welchen beyden Orten der Strom sehr stark ist, starkes Mauerwerk anlegen lassen.

Für einen Liebhaber der Alterthümer kan Constantinopel eines und das andere, das merkwürdig ist, liefern. Hierunter gehört vornemlich die berühmte Spizsäule von Granit, die in dem Armeidan, oder der ehemaligen Rennbahn, angetroffen wird. Sie ist gegen funfzig Schuhe hoch, endigt sich mit einer Spitze, und ist mit hieroglyphischen Figuren ausgeziert, die man heutiges Tages eben so wenig, als die andern Hieroglyphen des Alterthums, entziefen kan. Sie ist sehr alt, und wahrscheinlich in Aegypten versertigt worden. Aus den griechischen Inschriften, die sich am Piedestal finden, erhellet so viel, daß sie der Kayser Theodosius,



dosius, nachdem sie lang auf dem Erdboden gelegen war, wieder habe aufrichten lassen; so gar die Maschinen, deren man sich zur Aufrichtung derselben bedient hat, sind in einem Basrelief vorgestellt. Von den auf dem Obelisk befindlichen Figuren hat bisher niemand eine Abschrift zu nehmen gewagt. Niebuhr war der erste, der dieses Stück des Alterthums genauer betrachtete, und die Hieroglyphen copirte, die er in seiner Reisebeschreibung in Kupfer stechen lassen. Nicht weit hievon siehet man Ueberbleibsel einer andern Spitzsäule mit vier Seiten, die aus verschiedenen Stück Marmor zusammen gesetzt war. Die Spitze ist bereits davon abgefallen. Sie scheint ehemals mit Platten von Bronze bedeckt gewesen zu seyn, wie man solches aus den Löchern schließt, die man gemacht hat, um die Platten an den Marmor zu befestigen. Man hat folgende Inschrift davon aufbehalten: „Der gegenwärtig regierende Kayser Constantinus, der Vater des Romanus, der Ruhm des Reichs, hat diese vortreffliche, viereckigte Pyramide, welche die Zeit vernichtet hatte, auf eine viel bewundernswürdige Art wieder hergestellt, als sie vorher gewesen ist. Dieselbe ist mit hohen Dingen ausgeschmückt: denn der unvergleichliche Colossus war zu Rhodus, und diese wunderbare
Bronze



Bronze befindet sich hier." Aus den Ueberbleibseln kan man nicht sehen, was es für grosse Dinge sind, davon in der Inschrift Meldung geschieht. Noch ein merkwürdiges Antiquitäten-Stück in Constantinopel ist die sogenannte Schlangensäule. Es ist dieselbe ohngefähr funfzehn Schuh hoch, und wird von drey Schlangen, die sich wie eine Tobacksrulle schneckenförmig drehen, gebildet. Ihre Umzüge vermindern sich ganz unvermerkt von der Basis an bis gegen die Hälfte der Schlangen zu, und ihre Köpfe, die neben nach Art eines Dreyfusses hinaus stunden, machten eine Art eines Knaufs. Man sagt, der Sultan Murat habe einer dieser Schlangen den Kopf abgebrochen. Im Jahr 1700. wurde diese Säule niedergerissen, und die Köpfe der beyden andern Schlangen zerbrochen. Man weiß nicht, wo sie hingekommen sind, der Rest aber ist wieder aufgerichtet worden, und stehet zwischen den beyden vorherigen Spitzsäulen in gleicher Entfernung. Diese Säule ist eines der ältesten Stücke. Man sagt, daß sie von Delphi hierher gekommen sey, und daß sie jenem goldenen Dreyfuß zur Stütze gedienet habe, welchen die Griechen, nach der Schlacht bey Plataa, aus einem Theil der Beute machen lassen, die sie in dem Persischen Lager gemacht hatten. Nach dem

dem

dem Zeugnisse Herodots ruhet dieser Dreyfuß auf einer Schlange von Bronze mit drey Köpfen. Daß dieses eben die Schlangensäule sey, wovon die Ueberbleibsel noch heutiges Tages vorhanden sind, nimmt man auf das Zeugnis des Zosimus an, welcher versichert, daß der Kayser Constantin die Dreyfüsse des Tempels zu Delphi in den Hippodrom habe bringen lassen, und Eusebius erzählt, daß der auf Befehl des Kayfers hieher gebrachte Dreyfuß auf einer schneckenweis gedreheten Schlange geruhet habe.

Noch etliche merkwürdige Antiquitäten-Stücke sind die sogenannte verbrannte, und historische Säule. Sie stehen nicht weit von der Solimanie. Man giebt der ersten den Namen: verbrannte Säule, weil sie durch den Brand der benachbarten Häuser so schwarz und rauchig geworden, daß man mit genauer Noth erkennen kan, aus was für Materie sie bestehe. Indessen wird man bey genauerer Untersuchung gewahr, daß sie aus Porphyrsteinen zusammen gesetzt, und die Fugen derselben mit kupfernen Ringen bedeckt sind. Eine Inschrift, die ganz oben an der Säule befindlich ist, giebt zu erkennen, daß der Kayser Manuel Comnenus dieses vortreffliche Werk wieder habe herstellen lassen. Die historische Säule besteht aus keiner



so kostbaren Materie, sondern bloß aus weißem Marmor; sie ist aber merkwürdig, theils der Höhe wegen, welche hundert und sieben und vierzig Schuhe beträgt, theils um der Basreliefs willen, die für die damalige Zeiten von einem noch ziemlich guten Geschmack sind. Nur ist es Schade, daß sie das Feuer so übel zugerichtet hat. Den Namen, historische Säule, hat sie davon, weil die Siege des Kayfers Arcadius auf derselben vorgestellt sind; die eroberten Städte erscheinen auf derselben in weiblichen Gestalten mit Thurmkrönen auf den Häuptern; die Haare derselben sind sehr artig ausgedrückt, und machen dem Künstler Ehre. Der Kayser sitzt auf einer Art eines Lehnstuhls in einem mit Pelz ausgeschlagenen Kleid. Das Labarum ist über seinem Haupte, und wird von zween Engeln gehalten. Außer diesen beyden Säulen stehet nicht weit davon in dem Hof einer Privatperson noch eine Säule, die den Kayser Mercianus vorstellt. Sie ist von Granit, aber von schlechter Arbeit.

Die öffentlichen Handelsplätze, Bazars, und die Gewölbe der Kaufleute, Bezestains, verdienen auch die Aufmerksamkeit eines Fremden. An allen grossen Orten in der Türckey sind die Kaufleute und Handwerker nicht in den Städt-



Städten zerstreut, sondern sie sind an gewisse Plätze gebunden. Die Seidenkrämer, die Tuchhändler, die Materialisten, die Goldschmiede, haben ihre besondere Gebäude, wo sie in vertheilten Gemüthern feil haben. In dem alten Bazar zu Constantinopel, werden wenig feine Waaren verkauft, sondern meistens Waffen, insonderheit Säbel und Pferdegeschirr. Der neue Bazar aber ist für alle Arten der Kaufmannswaaren bestimmt; ungeachtet keine andere als Goldschmidtstäden daselbst sind, so verkauft man doch auch Pelzwerk, Tapeten, Stoffe von Silber, Gold und Seiden und Ziegenhaaren. Auch kan man hier Edelgesteine und Porcellain im Ueberfluß haben. Die Gemüther dieses Gebäudes sind von Ziegelsteinen, und überall ist Licht genug. Zur Sicherheit sind hier so wohl bey Tag als bey Nacht Wachten, die herumgehen müssen; und in dieser Absicht sind für die Officiere besondere Zimmer angelegt. Die Thore werden auch bey guter Zeit zugemacht. Dahero können die Eigenthümer der Waaren ohne Sorgen in ihren Häusern schlafen.

Nicht weit davon ist der Sklavenmarkt. Diese Elende sitzen daselbst in einer traurigen Stellung. Ehe man sie handelt, so betrach-

let



tet man sie auf allen Seiten sehr genau, und stellt eine genaue Untersuchung mit ihnen an, was sie können. Dieses geschieht des Tages mehr als einmal. Mannspersonen, und diejenigen Weibspersonen, denen die Natur keine Reize verliehen hat, werden zu den niedrigsten Diensten bestimmt: die Mädchen aber, welche schön und jung sind, werden gezwungen, die mahomedanische Religion anzunehmen. Die Herrn derselben sind meistens Juden, und diese geben sich alle Mühe, ihnen eine gute Erziehung zu geben, damit sie sie desto theurer verkaufen können. Diese lassen sie das Tanzen, Singen, und verschiedene Instrumente lernen, und versäumen nichts, was sie in den Augen der Käufer schätzbar machen kan. Viele von diesen kommen in vortheilhafte Umstände, und ihre Slaverey wird ihnen erträglich. Diejenigen, welche das Schicksal in das Serail führt, finden eben nicht allemal ihr Glück. In demselben kan zwar oft die Tochter eines Hirten Sultannin werden, viele aber kommen auch dahin, welche der Sultan gar nicht in Betrachtung zieht, und nach seinem Tode werden sie eingesperrt, und müssen sich nach und nach abzehren, es müste denn seyn, daß ein Pascha zu einer Lust hätte, und sie daraus erlösete.

Bey



Bei dieser Gelegenheit wollen wir etwas weniges von dem Frauenzimmer in dem Serail reden, so viel man durch unzulängliche Nachrichten davon erfahren kan; denn das meiste, was in demselben vorgeht, ist selbst dem türkischen Publico ein undurchdringliches Geheimnis. Die vornehmste Rolle darinnen spielen die Sultanninnen, und unter diesen soll diejenige den Rang haben, die den ersten Prinzen gebohren hat; andere aber sagen, daß es eben nicht darauf ankomme, um die Favorit Sultania zu werden. Der Kebsweiber giebt es keine gewisse, aber doch grosse Anzahl. Es ist bey den Türken eine Gewohnheit, die die Kraft eines Gesetzes hat, daß keine Türkin von angesehenen Eltern in das Serail kommt, sondern die meisten werden als Selavinnen hineingehandelt. Die Ursache hievon beruhet theils auf der Religion, damit das heilige Geschlecht der türkischen Prinzen nicht von Müttern abstamme, die mit Familien verbunden sind, sondern von solchen, die als Familienlos müssen angesehen werden; theils auf politischen Gründen, damit keine türkische Familie durch eine Sultania mit der kaiserlichen verwandt werde, und dadurch Anspruch auf den Thron machen möge. Es geht nichts weniger als ruhig in dem Serail zu, sondern

R. n. Persien I. Th. E der



der Cabalen soll kein Ende seyn. Ist eine von ihnen schwanger, so wird sie fast auf den Händen getragen; es herrscht in und auffer dem Serail eine aufferordentliche Stille. Uebrigens sind sie ihrer Freyheit beraubt, und werden entweder in dem Harim des Serails, oder auf den Landschlössern verwahrt. Fahren sie zu Wasser auß, oder gehen etwa in einem Garten spazieren, wo man sie von den benachbarten Bergen sehen kan, so werden sie so verummmt, daß sie kaum Athem schöpfen können. Zu den Geheimnissen des Serails braucht man die Verschnittenen. Diese Geschöpfe, deren sich keines der beyden Geschlechter anmasset, oder sie für die Seinigen erkennt, sind die geheimen Triebfedern aller Begebenheiten des Serails. Sie sind von zweyerley Art, weisse und schwarze. Die letztern gelten das meiste; denn sie schicken sich zu den Bosheiten des Serails am besten: sie haben auch noch weniger Annehmliches als die Weissen, und man wünschet eben solche Ungeheuer darinnen zu haben. Aus diesen wird der Kiskler-Uga, oder der Oberste der Verschnittenen genommen, welcher die vornehmste Person in dem Innern des Serails ist. Diese Bedienung, so verächtlich sie auch der menschlichen Natur ist, wird unter die vornehmsten des

des



Des Hofes gerechnet. Alles beuget sich vor ihm, und selbst der Großvezier muß sich bemühen, ihn zum Freund zu haben, denn von ihm hängt der unmittelbare Zutritt zu dem Kayser und den Sultaninnen ab. Er hat eine ganze Bande Ober- und Unterverschnittene unter sich. Nichts soll infamer seyn, als die Gemüthsbeschaffenheit dieser Zwitter. Weil ihnen dasjenige genommen worden, wodurch die Natur beyde Geschlechter von einander unterscheiden wollen, so verrathen sie bey aller Gelegenheit, daß sie mit den Zeichen des Geschlechts, auch die Menschheit ausgezogen haben. Da sie nun weder beweibt sind, noch jemals Familie erwarten können, so sind alle diejenigen, die unter ihrer Aufsicht einige Neigung der Zärtlichkeit äussern, der gehäßige Gegenstand der Eifersucht und des Neides. Man ist mit ihnen unbarmherzig umgegangen, sie suchen sich also auch durch Unbarmherzigkeit schadlos zu halten. Sie sind aus aller Verbindung mit Menschen herausgerissen, und lassen sich durch Geiz, Ehrgeiz und Hochmuth ganz und gar beherrschen. Ihre Hauptmaximen sind, eine kriechende Schmeicheley gegen ihre Obern, ein blinder Gehorsam auch die unbilligsten Befehle auszurichten, das geheimnisvollste Stillschweigen, böshafte Verläumdungen der ihnen an-



vertrauten Weiber, Nahrung der Zwistigkeiten unter ihnen, &c. Neben diesen sind noch eine andere Art Bedienten in dem Serail; diese sind die Stummen. Wenn jene die Riegel zur Bewahrung der Keuschheit sind, so sind es diese für die Verschwiegenheit dessen, was in dem Serail vorgeht. Unter der Aufsicht dieser Personen bringen die Frauenzimmer in dem Serail ihre Zeit in einem geschäftigen Müßiggang zu, z. B. in Besuchen, die sie sich in ihren eingeschlossenen Wohnungen geben, in Tanzen, Music, Sticken, und dergl. Stirbt der Kayser, so werden seine Sultanninnen oft getödet, am gewöhnlichsten aber in sichern Gefängnissen verwahrt. Da alles, was in dem Harim des türkischen Kayfers vorgeht, das größte Geheimniß ist, so darf man sich nicht wundern, daß vieles Fabelhafte davon in die Welt ausgesprengt worden ist. Hieher gehört z. E. daß der Großherr derjenigen Sultannin, welcher er die letzte Gunstbezeigung erweisen will, ein Schnupftuch zuwerfe, welches ganz falsch ist, sondern er läßt ihr durch den Kistler-Uga seinen Antrag mündlich thun; so bald solches geschehen ist, so wünschen ihr die andern Glück, und begeben sich weg. Man führt sie darauf in das Bad, man räuchert sie, man kleidet sie auf das prächtigste an.

Der



Der Kayser schickt ihr ein ansehnliches Geschenk, und besucht sie darauf in ihrem Zimmer. Oft macht sich der Kayser unter seinem Frauenzimmer das Vergnügen, daß sie sich alle um ihn herum stellen müssen; wenn er nun einer unter ihnen einigen Beweis der Zärtlichkeit giebt, so entsteht die größte Eifersucht unter ihnen, und dies giebt Gelegenheit zu tausend Cabalen, indem sich jede bemüht, den Vorzug vor den andern zu erhalten.

Das Schicksal der Kinder, die der Sultan mit seinen Sultaninnen erzeugt, ist verschieden. Die Prinzen von den regierenden Kaysern werden erstlich von dem Frauenzimmer erzogen, hernach aber dem Unterricht der Verschnittenen anvertraut, und übrigens wohl gehalten. Mit den Prinzessinnen aber pflegt der Großherr einen ordentlichen Handel zu treiben. Er verheurathet sie, wenn sie kaum zwey Jahre alt sind, an Beziere oder Bassen. Allein der Bräutigam bekommt seine Braut nicht zu sehen. Inzwischen muß er ihr prächtige Geschenke machen, die aber der Großherr alle zu sich nimmt. Stirbt der Bräutigam unter dieser Zeit, so verfällt alles an die verlobte Prinzessin, oder eigentlich an den Großherrn. Dieses Spielwerk dauert so lange, bis sie wirk-



lich einem entweder schon vormals, oder frisch verlobten Manne beygelegt wird. Nichts ist abgeschmackter, als eine solche Heurath. Wenn der Mann auswärts sein Amt hat, so bleibt seine Gemahlin, welche noch immer Sultaniin heist, aus festgesetzter Verordnung zu Constantinopel. Der Mann hat dabey ohne ihre besondere Erlaubniß nicht die Freyheit, sich Kebsweiber zu halten; denn einem Manne, der eine Sultaniin geheurathet hat, werden nicht mehrere Weiber zugestanden. Die Verbindung mit dem Kayserlichen Hause hilft ihm auch selten etwas; denn er kan bey alle dem, abgeiebt, ins Elend verwiesen und strangulirt werden. Das Schicksal der aus solcher Ehe erzeugten Kinder ist beklagenswerth. Der Großherr läst sie unter dem Vorwand ihrer erhabenen Geburt zu sich nehmen; sterben sie aber nicht bey Zeiten eines natürlichen Todes, so werden sie durch andere Mittel in die andere Welt geschickt. Die Absicht dieser veranstalteten Heurathen ist also nur diese, das Gut großer und reicher Personen, woran der Großherr nicht unter dem Anschein des Rechts kommen kan, an sich zu reißen. Niemand darf die angebotene Heurath ausschlagen, und wenn er schon verheurathet ist, so muß er seine Gemahlin verstoßen, und davor die angetragene Sultaniin



tanin annehmen. Von den übrigen Personen der kaiserlichen Familie, erwachsenen Prinzen und Prinzessinnen, weiß man oft nicht, ob sie noch leben oder nicht. Die Prinzen vom Gebüt werden in einem kleinen Bezirk eingeschlossen, werden auf das genaueste verwahrt, und sind von dem Umgang aller andern Personen ausgeschlossen. Sie dürfen nur zu gewissen Zeiten dem Kaiser ihre Aufwartung machen, sonst sehen sie ihn gewöhnlich nicht. Lassen sie nur im geringsten blicken, daß sie nach höhern Dingen trachten wollen, oder scheint das Volk auf einen oder den andern nur dem Namen nach ein Zutrauen zu haben, so steht ihr Leben in Gefahr, und der Strang, oder ein Gift, ist die letzte Gnade. Das Volk wird auf eine erstaunende Weise hintergangen. Oft wird die Geburt eines Prinzen erdichtet, wenn niemand schwanger ist; oft werden Personen unter die Lebendigen gezählet, die schon verwesen sind; oft setzt man Prinzen unter die Todten, die in finstern Gefängnissen leben: alles nachdem es die Absichten des Hofes, und der unumschränkteste Despotismus erfordert.

Das Schicksal der verwittibten Sultaninnen ist eben so verschieden. Oft müssen sie

ihrem



ihrem Herrn nachwandern; oft müssen sie aber auch wider ihren Willen heurathen. Zu der Zeit, als die Lady Worthley Montague in Constantinopel war, ereignete sich ein Fall von der letztern Art. Der damals regierende Sultan Mustapha, wurde von seinem Bruder vom Thron gestürzt. Wenig Tage nach seinem Tode, der etliche Wochen hernach erfolgte, bekam die Favorit-Sultanin, Hafiten, den Befehl, das Serail zu räumen, und sich unter den Grossen des Hofes einen andern Gemahl zu wählen. Sie hielt dieses für die ärgste Beschimpfung, sie fiel dem Sultan zu Füßen, und bat, sie lieber mit einem Dolch zu erstechen, als die Witwe seines Bruders auf eine solche Art zu beschimpfen; sie stellte ihm vor, daß sie dem Kaiserlichen Hauße fünf Prinzen gebohren hätte: allein, alles dieses half nichts, sie mußte sich entschließen. Sie that es, und wählte den Bekir-Effendi, damaligen Staats-Secretair, einen Greis von achtzig Jahren, um sowohl dem Sultan Gehorsam zu leisten, als auch das Gelübde zu erfüllen, welches sie gethan hatte, niemals einen zweyten Gemahl an ihre Seite zu lassen. Sie verweinte ihre jungen Jahre in einer freywilligen Trauer.

Für



Für einen Reisenden ist es außerordentlich angenehm, die Sitten, Gewohnheiten, Denkungsart fremder Völker zu bemerken. Eben die Engländerin hatte Gelegenheit, Dinge zu sehen, die sonst den Fremden verschlossen sind. Sie stattete der vorhingenannten Favorit-Sultanin verschiedene Besuche ab, und hiedurch haben wir erfahren, wie das Ceremoniel des türkischen Frauenzimmers in dem Innern ihrer Wohnungen beschaffen sey. Wie sie ihr das erstemal die Aufwartung machte, so wurde sie in einen langen Saal geführt, an dessen Seite der Länge nach ein Sofa kund, der mit beblühten Sammet von blaßblauen Blumen auf silbernen Grund, gedeckt war. Hier auf mußte sie sich setzen, und warten, bis die Sultanin kam. Diese hatte es so verordnet, um nicht nöthig zu haben, wenn sie die Gesandtin empfienge, aufzustehen. Da diese bey ihrem Eintritt in das Zimmer aufstehen wollte, so gab sie ihr durch eine kleine Beugung des Kopfs ein Zeichen, sitzen zu bleiben. Sie hatte ein Kleid an, welches man *Dualma* nennt, welches von dem *Cafetan* darinnen unterschieden war, daß es unten enger, und die Ärmel länger sind. Es war nach ihrer Statur eingerichtet, von oben bis unten gestickt, und um die Ärmel mit reinen und außerordentlich



grossen Perlen besetzt. An dem Leibe war es durch zwey Eichen von Perlen befestigt. Um den Hals hatte sie drey Ketten, die ihr bis auf die Füsse herabhiengen, eine von Perlen, an deren Ende ein Smaragd hieng, so groß wie ein Hünerey; — die andere von zwey hundert aneinander hängenden Smaragden, davon jeder so groß als ein kleiner Thaler, und drey mal so dick war; die dritte von kleinen runden Smaragden. Ihre Ohrringe übertrafen alles; es waren zween Diamanten, wie eine Birn gestaltet, in der Größe einer grossen Haselnuß. Um ihre Nüße, Talpoche, hatte sie vier Schnüre Perlen, von einer Schönheit, die nicht ihres gleichen hatten. Diese Schnüre wurden durch zwey Rosen von Rubin, die mit Diamanten eingefast waren, zusammen gehalten. Auf dem Kopf hatte sie Zitternadeln mit Smaragden und Diamanten besetzt. An den Armen grosse Armringe, und an einem jeden Finger einen Ring von grossen Diamanten. Alle diese Kostbarkeiten schätzte die Engländerin auf hundert tausend Pfund Sterling. Die Sultantin unterhielt sich mit ihr von allerhand Dingen, und begegnete ihr mit der größten Höflichkeit. Sie tractirte sie mit einem Mittagsmahl von fünfzig Schüsseln, die der Landesgewohnheit nach, eine nach der andern, auf-

gefest



gesetzt wurde. Die Messer waren von Gold, und die Griffe mit Diamanten besetzt. Die Tischtücher und Servietten waren von durchsichtigen Zeug, mit Gold und Seide gestickt. Der Sorbet wurde in porcellanernen Schalen aufgetragen, mit massiv goldenen Deckeln. Nach dem Essen wurde das Handwasser in goldenen Schalen gebracht. Hierauf giengen sie in einen Garten spazieren, und hernach zeigte man ihr alle ihre Zimmer. In ihrem Schlafgemach war ihr Nachttisch; auf demselben waren zween Spiegel, wovon die Rände mit Perlen besetzt waren; ihre Nachtmütze war mit Diamanten besetzt. Beym Abschied wurde die Engländerin heräuchert, und mit einem kostbar gestickten Tuch beschenkt. Die Sultantin hatte dreyßig Sclavinnen, und noch über dieß zehen kleine Mädchen, wovon die älteste nicht über zehen Jahr alt war. Es waren die artigsten Figuren, die man sich erdenken kan. Sie hatten Blumenkränze um den Kopf, und ihre Haare waren sehr artig zurecht gemacht. Ueberhaupt siehet man den orientalischen Luxus überall. Man trifft besonders in den Harims Zimmer an, wovon die Wände mit Perlemutter, Elfenbein, Olivenholz, und dergl. ausgelegt sind; andere, wo sie mit Japanischen Porcellain, Persischen Tapeten und kostbaren Vergultungen geziert sind. Die



Die Bäder sind eine der gewöhnlichsten und angenehmsten Vergnügungen, womit sich so wohl das türkische Frauenzimmer, als Mannspersonen ergötzen. Kayser und Könige machen sich eine Ehre, und andächtige Privatpersonen ein Verdienst daraus, solche erbauen zu lassen. Die Keinlichkeit ist in den Morgenländern bey dem hitzigen Clima ein nöthiges Stück der Gesundheit. Um diesen Zweck desto besser zu erreichen, machte Muhamed eine Religions-Sache daraus, sich täglich zu gewissen Zeiten zu waschen, oder zu baden. Es sind auch die Türken darmassen darauf eressen, daß viele den größten Theil ihres Lebens darinnen zubringen. Es ist in der Türkey kein Dorf, wo nicht ein öffentliches Bad angetroffen wird. Die Bäder in den Städten machen eine der größten Zierden darinnen aus. Es baden sich aber die Männer niemals mit den Weibern, sondern jedes Geschlecht ist besonders. Es wird in den Bädern eine so grosse Bescheidenheit beobachtet, daß derjenige, der sich aus Unvorsichtigkeit zu weit entblößet, einen nachdrücklichen Verweis bekommt, und der solches mit Fleiß thut, mit der Bastonade beehret wird. Gewöhnlich besuchen des Morgens die Männer, und des Nachmittags die Weiber die Bäder. Einige Bäder werden an einem Tage

in

in der Woche von den Männern, und an einem andern von den Weibern besucht. Man kommt zuerst in einen Saal, in dessen Mitte sich der Hauptspringbrunnen befindet, in dessen Bassin das weisse Badgeräthe gewaschen wird. Rings um diesen Saal ist eine Bank, ohngefähr drey Schuh hoch, und mit Matten bedeckt. Auf diese Bank setzt man sich, um eine Pfeife Toback zu rauchen, und seine Kleider abzulegen. Die Luft ist hier so gemässigt, daß man es kaum bemerkt, daß man nichts als eine Schürze auf dem Leib hat, die an dem Gürtel befestigt ist, und womit man sich hinten und vorn bedeckt. In diesem Aufzug gehet man in einen kleinen Saal, wo es etwas wärmer ist, und von da aus in einen grössern, wo die Wärme schon viel merklicher ist. Alle diese Säle endigen sich insgemein mit kleinen Kuppeln, die durch Oefnungen ihr Licht bekommen, welche mit gläsernen Glocken zugedeckt sind. In diesem letzten Saal findet man Bassins von Marmor mit zween Hahnen, einen zu warmen, und den andern zu kaltem Wasser, welches ein jeder nach eigenen Belieben untereinander mischt, um solches mit kleinen kupfernen Eimern, welche schon in Bereitschaft stehen, auf den Leib zu schütten. Der Fußboden dieses Saals wird durch unterirdische
dische



dische Defen erwärmt. Wenn man sich von dem Schmutz will reinigen lassen, so kommt ein Badknecht, und legt einen auf den Rücken, und indem er sodann seine Knie auf den Bauch setzt, so drückt er den Badenden ohne alle Ceremonie so stark zusammen, daß ihm alle Knochen krachen. Mit gleicher Geschicklichkeit behandeln sie die Wirbelbeine des Rückgrades und die Schulterblätter. Endlich scheeren sie ihm den Bart ab, wenn er will, oder geben ihm ein Scheermesser sich selbst zu bescheeren. Wenn man dieses thun will, so geht man in ein klein Cabinet, und läßt die Badschürze vor der Thür liegen, zum Zeichen, daß niemand hineingehe. Wenn man herauskommt, legt man die Schürze wieder an. Man kehrt hierauf in den grossen Saal zurück, wo ein anderer Badknecht schon in Bereitschaft ist, der mit seinen Händen alles Fleisch mit einer solchen Geschicklichkeit drückt, daß, nachdem er so zu reden alles wohl durchgeknetet hat, ohne einem wehe zu thun, eine erstaunliche Menge Schweiß heraus geht. Um das Haupt desto besser zu reinigen, giessen sie viel warmes Wasser über den Leib, und wenn man will, so läßt man solches das letztemal mit einer wohlriechenden Seife vermischen. Endlich trocknet man sich mit einem saubern Tuch ab.

Hier.



Hierauf geht es hinter die Füße, die mit gleicher Sorgfältigkeit gewaschen werden. Und nun geht man in den Saal, wo man seine Kleider abgelegt hat, wieder zurück, und kleidet sich wieder an. Hier kan man sich noch einige Zeit aufhalten, Toback rauchen, Caffee trinken, auch eine kleine Collation halten; denn man bekommt nach der Operation guten Appetit. Man empfindet über den ganzen Körper eine außerordentliche Leichtigkeit.

Die türkischen Damen halten sich für sehr glücklich, wenn sie die Erlaubnis erhalten, in die öffentliche Bäder zu gehen; indessen giebt es auch viele, die in ihren eignen Häusern ihre Bäder haben. Doch gehen sie lieber in die öffentlichen Bäder, und bringen ihre Zeit daselbst angenehmer zu, als in ihren Häusern. Männer, die gegen ihre Weiber gefällig sind, versagen ihnen dieses Vergnügen nicht. Die vorhingenannte Lady Montague, hatte die Neugierde, ein solches türkisches Frauenzimmer-Bad zu besuchen. Sie giebt uns davon folgende Beschreibung. In dem grossen Saal, der mit marmornen Platten belegt, und auf den Seiten mit eben solchen Bänken versehen war, waren vier Springbrunnen mit kaltem Wasser, welches in ein Bassin, und von da
in



in kleinen Röhren, in die nächstgelegenen Zimmer floß. Diese sind so warm, daß man sich daselbst nicht in Kleidern halten kan. Neben diesen sind die warmen Bäder, und in jedem jeden kan man durch angebrachte Röhren mit Hähnen kaltes Wasser zur Mäßigung einlassen. Die Lady kam in Amazonenkleidern in den grossen Saal, wo über zweyhundert türkische Frauenzimmer waren, aber niemand bezeigte die geringste Verwunderung darüber, sie empfingen sie mit aller Höflichkeit. Die Damen saßen auf ihrem Sofa, man konnte aber den Unterschied des Stands nicht an ihren Kleidern wahrnehmen; denn sie waren in dem Stand der Natur, d. i. ganz nackend, ohne weder ihre Schönheit, noch ihre Fehler zu verbergen. Indessen sahe man nicht die geringste unbescheidene Stellung, sondern alles war Unschuld. Die Lady war von diesem Anblick so sehr eingenommen, daß sie hieben die Anmerkung macht, daß, wenn es Mode wäre nackend zu sehen, man die Schönheit des Gesichts keiner Achtung werth halten würde. Einige arbeiteten, andere unterhielten sich in einem Gespräche, einige tranken Caffee oder Sorbet, andere lagen auf Küssen ausgestreckt. Dieses ist das Caffeehaus der türkischen Frauenzimmer, wo alle Neuigkeiten der Stadt erzählt,
oft



oft auch erfunden werden. Hier kommen sie alle Woche einmal zusammen, und bleiben oft vier bis fünf Stunden beyſammen. In einem ſolchen Bade ſahe ſie einſtens eine Ceremonie, von der wir Europäer ſonſt nichts wuſten. Es wurde eine junge türkiſche Frau in die Geſellſchaft der Weiber aufgenommen. Alle Freundinnen und Verwandte, ſo wohl von Seiten des Mannes, als der jungen Frau, waren hier zuſammen gekommen, auch einige hatte die Neugierde hieher getrieben. Die Weiber und Wittwen ſaßen auf den Bänken, aber die ledigen Frauenzimmer warfen ihre Kleider von ſich, und hatten weder Schleier noch eine andere Bedeckung als ihre langen Haare. Zwey von ihnen empfiengen die junge Frau an der Thüre, wohin ſie von ihrer Mutter und einer alten Verwandtin war gebracht worden. Zwey andere trugen Gefäße mit Rauchwerk, und giengen gleichſam als wie in einer Proceſſion voran, die andern folgten nach. Diejenigen, die voran giengen, ſangen ein Lied, und die andern antworteten darauf im Chor. Die junge Frau, die gleich an der Thür in den Stand der Natur geſetzt worden war, gieng mit niedergeschlagenen Augen ſchamhaft zwiſchen ihren Begleiterinnen. In dieſer Ordnung giengen ſie drey mal um den Saal herum.

R. n. Perſien. I. Th. F um.



um. Hierauf wurde die junge Frau zu einer jeden von den Weibern und Wittwen, die auf den Bänken saßen, geführt; man complimentirte sie, und gab ihr Geschenke, z. E. Edelgesteine, Stoffe, Tücher, oder andere dergleichen Galanterien: sie dankte ihnen und küßte einer jeden die Hand. Man vertrieb sich hierauf nach der gewöhnlichen Art die Zeit, und gieng vergnügt nach Haus.

Wenn man sich eine Zeitlang unter fremden Völkern aufhält, so ist es eine ungemein angenehme Beschäftigung, wenn man den Rational-Character derselben zu entdecken sucht. Die Menschenkenntnis gewinnt sehr viel dabey. Wir wollen deswegen noch einige Beobachtungen, die wir über die Türken gemacht haben, mittheilen. Sie haben so viel ursprüngliches, und ihnen eigenthümliches, daß die Mühe, die man darauf wendet, reichlich belohnt wird. Freylich ist eine Untersuchung dieser Art mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß sie die größte Genauigkeit erfordert. Die erste Schwierigkeit liegt in der Sprache. Es ist gar nicht zu leugnen, daß man von den Sitten und Gebräuchen eines Volks niemals eine hinlängliche Kenntnis erlangen kan, wenn man nicht seine Sprache versteht. Die Sprache eines



eines Volks ist in die Sitten und Gebräuche
dermassen eingeflochten, daß man eines ohne
das andere unmbglich richtig einsehen kan.
Nun ist gar nicht zu läugnen, daß die Kennt-
nis der türkischen Sprache mehr Schwierig-
keiten unterworfen ist, als irgend eine andere.
Selbst diejenige, die sie auf der Stelle selbst,
wo sie gesprochen wird, lernen, erfahren dieses.
Die Sprache der Türken begreift drey verschie-
dene und sich ganz ungleiche in Wörtern und
grammaticalischen Regeln weit von einander
verschiedene Sprachen in sich, die türkische,
persische und arabische. Es giebt kein ande-
res Mittel, diese Sprache zu lernen, als einen
gelehrten Türken oder Kodscha zu halten, der
täglich eine Stunde für theure Bezahlung
kommt; ein solcher Unterricht führt mehr
zum Lesen und Schreiben, als zum Reden an.
Aufferdem bedient man sich auch im Schreiben
ganz verschiedener Charactere und Alphabete;
anders schreibt man in der Kanzley, anders
in Briefen, anders in Gerichten, anders in
Rechnungen, anders in gelehrten Abhandlungen,
und dergl. Durch alle diese Umstände wird
die Kenntnis der Sprache, und mit derselben
die Kenntnis der Sitten erschwert.

Eine andere Schwierigkeit liegt in den Sit-
ten selbst, und diese ist um so viel grösser, weil



die Sitten der Türken den unsrigen so sehr entgegen gesetzt sind; sie sind in allem Betracht unsre Gegenfüßler. Eine kleine Vergleichung wird diese Aeußerung vollkommen rechtfertigen. Wir brauchen kurze und abgestuzte Kleider; der Türken ihre sind lang, und fallen bis auf die Füße. Unsere sind eng, und schliessen um den Leib; ihre hängen weit um den Körper herum. Unser Kopfschmuck ist schwarz; der ihrige weiß oder grün. Wir brauchen Hüte; sie einen länglichen mit Baumwolle ausgestopften Kapuk, um welchen sie in mehreren Umgängen ihre feine Messeltücher und baumwollene Zeuge winden, welches auf gebrochen Persisch Dyl bend heist, woraus wir mit noch größserer Corruption, den Turban gemacht haben. Ist ein solcher Zeug einige mal um die türkische Müze gewickelt, so heist sie Sarik, welches eigentlich der rechte türkische Name ist, von dem, was wir Turban nennen. Wenn wir Europäer jemanden ehren wollen, so entblößen wir den Kopf; bey den Türken würde dieses die größte Schande seyn. Wenn wir zu einer angesehenen Person gehen wollen, so nehmen wir den Hut ab; die Türken aber ziehen die Pantoffel aus. Wir brauchen Halstücher; die Türken haben den ganzen Hals, so wie auch die Ohren, bloß. Bey



Bei uns ist der untere Theil des Leibes mit mehreren Stücken bekleidet, Hosen, Kniebänder, Strümpfe; die Türken haben für alles dieses nur ein Stück. Unsere Hosen sind kurz und enge; die ihrigen sind weit, haben viele Falten, und hängen bis auf die Füße herunter. Wir machen eine Reverenz mit dem Fusse; die Türken mit der Hand. Wenn wir jemand auf der Gasse grüssen wollen, so nehmen wir den Hut ab; die Türken legen die rechte Hand auf die Brust, und machen eine kleine Neigung mit dem Kopf. Wir tragen unsere Taschen-uhren unter der Mitte des Leibes; sie die ihrigen im Busen. Wir haben lange Degen an der Hüfte; sie einen kurzen Dolch oben an der Brust im Gürtel. Bei uns werden Ordensbänder zu Ehrenzeichen getragen; bey ihnen werden einem vornehmen Befehlshaber Ross-schweife vorgetragen. Bei uns werden Ringe, Uhren, Tobacksdosen, und dergl. als Gnadenzeichen ausgetheilt; bey den Türken Pelze und Raftane. Wir brauchen zu Hemden eine Leinwand, die weiß, wohl gebleicht und dicht ist; sie ein dünnes, etwas graues Gewebe, das dienlich ist, den Schweiß einzuziehen. Wir knöpfen unsere Hemden am Hals und an den Händen zu; ihre hängen offen. Die Frauenzimmer haben Hemden von Halbside, die dünne



und durchsichtig sind, auch von purer Seide, von Messeltuch, von Musselin, &c. diese sind bey sehr vornehmen Damen unten herum und um die Hände mit Gold gestickt; und anstatt, daß unsere Frauenzimmer eine Schleppe am Kleid haben, haben die Türkinnen eine lange Schleppe am Hemd, die vorn am Gürtel befestigt, und von einer Sclavin nachgetragen wird. Dieses ist aber nur gebräuchlich so lang sie im Harem sind; gehen sie aber auß, so wird die Schleppe unter dem äussern langen Mantel am Gürtel befestigt. Wenn man an einen Ort hin kommt, wo viele Türken beysammen sind; so kommt einem Europäer der Anblick wunderbar vor; der eine hat einen grünen Kapuf, der andere einen gelben, der dritte einen blauen, der vierdre einen violetten; ferner ist das weisse Messeltuch in vielerley Arten und Gestalten gewunden; wer von der Familie Mahomed's ist, hat das Recht, dieses Tuch grün zu tragen. Diese vielfarbigen Mützen sehen auß, als wie ein Blumenbett. Dieses sey zur Vergleichung genug gesagt. Nun wollen wir suchen, den Nationalcharacter der Türken näher kennen zu lernen.

Die türkische Nation hat im Ganzen genommen, eine gute natürliche Anlage zum
Witz

Witz und zur Beurtheilungskraft. Ohne grossen Unterricht können sie es in vielen Dingen ziemlich weit bringen. Es ist gar nichts seltenes, daß Menschen von geringen Stand zu den ansehnlichsten Würden gelangen, und sich gut darein zu schicken wissen. Man höret mit dem grössten Vergnügen, mit welcher Scharfsinnigkeit und Verschlagenheit die Richter, ohne auf juristischen Bänken unterrichtet worden zu seyn, die Partheyen ausfragen, und zur Entdeckung der geheimsten Thaten kommen können. Ihre Einfälle sind oft sehr gut. Bey dieser guten natürlichen Anlage sind sie aber auch erstaunlich abergläubisch, so daß sie fast alle Völker darinnen übertreffen. Wahrsager und Zauberer haben deswegen auch bey den vornehmsten Personen Eingang, und es ist ein allgemein angenommener Glaube, daß man durch einen bloßen Blick, und vielfältige magische Mittel jemanden Schaden zufügen könne. Fast überall empfinden die Europäer den abergläubischen Argwohn der Türken. Kaum fragt man sie um etwas, so glauben sie schon, man thue es in der Absicht, sie auszuspähen. Sie glauben, ein Ungläubiger, (so nennen sie die Christen,) dürfe von dem, was die Gläubigen angehet, nichts wissen. Ein Christ ist in ihren Gedanken zu verächtlich und unwürdig,



wichtige Sachen kennen zu lernen. Will man irgend alte Denkmäler untersuchen, Inschriften abschreiben, und dergl. so glauben sie, man könne hernach durch heimliche Künste und Zauberey die ganze Stadt zerstören. Viele glauben auch, jede griechische und lateinische Handschrift handele von verborgenen Gütern, und man könne durch sie erfahren, wo der Schatz liege. Nur ein Beyspiel von ihrer abergläubischen Unwissenheit. Sie sahen einstens einen Europäer mit Bleystift auf das Pappier schreiben, und konnten nicht begreifen, wie das Ding zugehe. Sie nahmen das Holz, wofür sie es hielten, in die Hand, und schüttelten, ob keine Dinte hervorkommen wollte: und wie keine kommen wollte, so hielten sie es für Hererey.

Die Einförmigkeit ist ferner ein Hauptzug in dem Character der Türken. Diese herrscht in allen ihren Handlungen. Sie verändern ihre Lebensart niemals, und die Mode hat bey ihnen die wenigste Herrschaft. Eine Ursache davon ist auf der einen Seite die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben; indem nach ihrem Urtheil kein Staat besser angelegt, keine Religion heilsamer als die ihrige, und keine Nation der ihrigen gleich ist; auf der
andern



andern Seite verknüpfen sie viele Dinge so genau mit der Religion, daß, wer in jenen eine Aenderung einführen wollte, den Augenblick in den Verdacht kommen würde, daß er auch diese umstürzen wollte. Als deswegen der Kayser Muhamed in diesem Jahrhundert einige Einrichtungen und Gebräuche von den Europäern entlehnte, mußte er es leiden, daß man ihn den fränkischen Bauer, daß ist, den Europäischen Keker nannte. Daher ist auch ihre ganze Lebensart sehr einförmig. Das gemeine Volk ist träge und müßig. Wo nicht die Erde bey geringer Mühe alles von selbst hervorbrächte, und sie ihre Nahrung so mäßig einrichteten, so würden sie bald zu Grunde gehen. In ihren Gesellschaften sind sie eben so unthätig. Man darf eben nicht viel Verstand haben, wenn man mit ihnen auskommen will. Die Ernsthaftigkeit vertritt bey ihnen die Verdienste; sie reden wenig, und von Religionsachen niemals.

Ein niederträchtiger Geiz besitzt die Vornehmen und Geringen. Für Geld kan man bey ihnen alles haben; man kan damit alles gut machen, Lebensstrafen abkaufen, falsche Zeugen und Meineidige verschaffen, so viel als man nöthig hat. Sie gerathen leichtlich in



Zorn, und ihre Rachgierde stillt sich nicht leichtlich. Kleinigkeiten können sie zu dem höchsten Argwohne reizen. Ihre Eifersucht in der Liebe schlägt nicht selten in Grausamkeit aus, wovon der eine oder der andere Theil oft ein schreckliches Schlachtopfer wird. Ob sie gleich nur geringe Meinungen von dem weiblichen Geschlechte haben, und es für eine geringere Gattung von Menschen ansehen; so ist doch nicht leicht eine Nation eifersüchtiger, als die Türken. Die Männer sind die schärfsten Keuschheits-Wächter; und doch werden sie oft genug betrogen. — Es fehlt dem türkischen Frauenzimmer weder an Verstand, noch an Lebhaftigkeit, noch an Zärtlichkeit. Es käme nur auf die Mannspersonen an, so würden sie der schönsten Leidenschaften fähig seyn. Allein, der Zwang, den man ihnen anthut, verleitet sie zu den schändlichsten Ausschweifungen. Die muntersten unter ihnen lassen oft wohlgebildete Mannspersonen durch ihre Sclavinnen von der Strasse zu sich rufen. — Die jüdischen Sclavinnen, welche die Vertrauten der Türkinnen sind, gehen zu allen Zeiten unter dem Vorwand, sie Edelgesteine sehen zu lassen, in ihre Zimmer, und sind Unterhändler der Liebe, führen ihnen auch artige Jünglinge, als Frauenzimmer verkleidet, zu. Die Stunde
des



des Morgen- und Abend-Gebetes ist bey den meisten die Schäferstunde. — Ihre Wollust ist weltkundig. Die Himmelsgegend ist heiß, — und ihre Religion, anstatt die Lüste des Fleisches einzuschränken, giebt ihnen vielmehr volle Nahrung. — Beyde Geschlechter ersinnen deswegen die listigsten Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen. Allein, so vorsichtig sie auch immer sind, so geschieht es doch, daß man oft erwischt wird, wo man am sichersten zu seyn glaubt. Der Ehebruch wird in der Türckey auf das strengste gestraft. In diesem Fall steht das Leben der Weiber in den Händen der Männer. Wenn die Rachgierde siegt, so stecken sie eine Frau, die auf frischer That erwischt, oder förmlich überzeugt worden ist, in einen mit Steinen angefüllten Sack, und ertränken sie. Aber die meisten wissen ihre Sachen so listig anzufangen, daß sie der Strafe entgehen, und oft nachher glücklicher werden, als sie zuvor gewesen sind. Denn man nöthigt sie, ihren Liebhaber zu heurathen. Läßt sich ein Christ mit einer Türkin in eine Liebesintrigue ein, und wird erwischt, so muß er entweder ein Türk werden, und seine Geliebte heurathen, oder er wird zum Tode verurtheilt.

Diese Nationalfehler abgerechnet, sind die Türken sonst gute Leute. Insonderheit ist die Wohl-



Wohlthätigkeit eine von ihren Lieblingstugenden. Das Almöfengeben ist nach den türkischen Grundsätzen ein Gebot, das schlechterdings beobachtet werden muß, und sie dürfen dieses nicht aus Eitelkeit, sondern bloß in der Absicht thun, Gott zu gefallen. Die türkischen Casuisten bestimmen so gar, wie viel jemand Almosen geben müsse. Einige glauben, ein Procent von allen seinen Gütern sey genug; andere fordern den Zehnten; noch andere gar den vierdten Theil. Außer den besondern Almosen ist keine Nation in der Welt, welche mehr auf Stiftungen verwendet. Man trifft deswegen in der Türkei nirgends einen Armen, oder Bettler an. Die Reichen gehen in die Gefängnisse, und machen diejenigen los, welche Schulden halber daselbst sitzen. Unzähligen Familien, welche durch Feuersbrünste um das ihrige gekommen sind, wird wieder aufgeholfen: sie dürfen sich nur an den Thüren der Moskeen sehen lassen. Man gehet in die Häuser, um die Betrübten zu trösten. Die Kranken werden von ihren Nachbarn, und aus den Einkünften der Moskeen erhalten. Aus Mildthätigkeit lassen sie die öffentlichen Wege ausbessern, Brunnen für die Vorbeygehende graben, Spitäler, Gasthöfe, Bäder und Brücken bauen. Ihre Wohlthätigkeit erstreckt sich so gar bis
 auf



auf Pflanzen, Thiere und Todte. In grossen Städten wird an den Ecken der Strassen Fleisch verkauft, welches unter die Hunde vertheilt wird. Diese Thiere stehen vor allen andern bey den Türken in grossem Ansehen. Kaum sollte man es glauben, daß es Stiftungen gebe, die in Form Rechtens testamentarisch gemacht worden sind, eine grosse Anzahl Hunde und Katzen an gewissen Tagen der Woche zu füttern; indessen ist es gewiß, und zu Constantinopel werden gewisse Leute besoldet, welche den letzten Willen solcher Leute erfüllen, und in den Strassen Speise unter diese Thiere austheilen. Bey aller dieser Wohlthätigkeit aber haben die Türken einen Abscheu gegen die Hunde, und dulden sie nicht in ihren Häusern. Aus Andacht begiessen auch fromme Leute die Pflanzen. So wohlthätig nun auch die Türken zu seyn scheinen, so schränkt sich doch ihre Menschenliebe nur auf ihre Nation ein. Ihre Gesinnung gegen andere Völker, Religionen und Secten, ist nicht die beste. Ihr Haß gegen die Christen ist groß, und gegen die Juden haben sie eine ungemeyne Verachtung, und sie sind ein Gegenstand ihres Spottes.

Da sich aus der bürgerlichen Verfassung eines Volks auf seinen Nationalcharacter ein
bündi-



bündiger Schluß machen läßt, indem jene entweder nach diesem eingerichtet, oder dieser durch jene gebildet wird; so müssen wir auch hievon noch etwas weniges sagen. Daß in dem ganzen türkischen Reich der stärkste Despotismus herrscht, ist eine bekannte Sache. Die Grundsätze, welche von den Türken seit vielen Jahrhunderten angenommen worden sind, machen den Sultan zum unumschränkten Herrn in seinem Reiche. Die Thronfolge der türkischen Kaiser ist von allen andern Regierungen verschieden; denn anstatt daß bey diesen eine freye Wahl, oder die Erstgeburt einem das Recht zur Regierung giebt, so folgen in der Türkei die Brüder nach dem Alter dem abgegangenen Kaiser, und sind deren keine mehr vorhanden, so kommt die Thronfolge an den ältesten Prinzen von der Hauptlinie, und die Prinzen von den letzten Kaisern werden übergangen. Aus diesen Grundsätzen entstehen oftmals die größten Gewaltthätigkeiten. Weil die Kaiser besorgen, daß ihr Nachfolger vor der Zeit Lust zum Thron bekommen möchte, oder das Volk, wenn es sich etwas Gutes von ihm verspräche, ihn in einem Aufruhr erwählen möchte; so wird er als ein Kind unter nichtswürdigen Dingen unter Weibern und Verschnittenen erhalten und aufbewahret. Daraus kan man abneh-

abnehmen, mit wie unreifen Verstand die türkischen Prinzen bey reifen Jahren zur Regierung gelangen. Ausser der muhamedanischen Religion, und etwas Arabischen und Persischen, weiß er fast gar nichts. Es fehlt ihm also bey seiner vormahligen Gesellschaft an aller Kenntniß der Welt, und noch mehr an den zur Regierung nothwendigen Eigenschaften. Da ihm in seinem Kerker selbst der Name Freyheit unbekannt geblieben ist, und er sich bey Eröffnung desselben von dem Serail und dem Volk vergöttert, und auf den Thron seines Vorfahren erhaben sieht; so kan man sich leicht einbilden, was eine so plötzliche Veränderung auf einmal für Eindrücke auf ihn machen müsse.

Der Sultan übt ein unumschränktes Recht über das Leben und die Güter seiner Unterthanen aus. Diese sind hievon dermassen überzeugt, daß sie nicht die geringste Einwendung dagegen machen. Man prägt es ihnen mit der Muttermilch ein, daß dieser blinde Gehorsam eine Pflicht der Religion sey. Befehle, welche unmittelbar von dem Sultan kommen, und die man Chat-Scherif nennt, sind unwiederruflich, und wenn sie auch noch so unbillig wären. Diesem Grundsatz gemäß, hab-

ten



ten es auch die vornehmsten Bedienten des Reichs für die höchste Glückseligkeit und Ehre, ihr Leben durch die Hand, oder auf Befehl ihres Herrn zu verlieren. Wenn jemanden ein Chat-Scherif gereicht wird, so steht er auf, und drückt es an die Stirn. Der Sultan wird fast göttlich von seinen Unterthanen verehrt. Durch die geringsten Wohlthaten gewinnt er ihr ganzes Herz. So groß nun auch die Verehrung des Sultans ist, so leicht kan dennoch ein Aufruhr entstehen. Alsdenn ist die Person des Grosherrn dem Volk nicht mehr heilig. Seine Stimme, Wink und Befehle haben die bezaubernde Kraft verlohren. Seine eigne Person ist den Mißhandlungen ausgesetzt. Glücklich ist er, wenn er in den Kerker verstoßen wird, darinnen er bisher seinen Thronfolger verschlossen gehalten hat, und dem man jeko mit eben der Ehre begegnet, von der man ihn herabgestürzt hat. Ja es fehlet nicht an Beyspielen, da er ein Schlachtopfer der Wuth des Volks geworden ist.

Nichts ist prächtiger, als wenn sich der Sultan dem Volke öffentlich zeigt. Gewöhnlich reitet er alle Freytage in eine Moskee. Alsdenn werden die Gassen, durch welche er reitet, gefehrt, und im Sommer mit Wasser besprenget.

Von



Von dem Serail bis in die Moskee sind auf beyden Seiten Janitscharen, oder andere Wachten, jedoch ohne Gewehr, gestellt: denn solches ist überhaupt in Constantinopel zu tragen verboten. Vor ihm her gehen oder reiten die vornehmsten Bedienten des Reichs. Sein Pferd wird von einem Duzend Esch aus umgeben. Diese Ceremonienbedienten haben auf langen Stäben dünne, aber in die Länge ausgedehnte Federbüsche, um über dem Haupte des Sultans einen Schatten zu machen, oder auch die Fliegen zu verjagen. Wenn sich jemand bey solcher Gelegenheit in Buden, oder am Fenster befindet, so muß er stehen, sonst würde er in grosse Gefahr gerathen, wenn er sich setzen wollte. Der prächtigste Aufzug aber ist am Bairam. Hier zeigt sich der Sultan in seiner ganzen Hoheit. Wenn er aus der Moskee zurück kommt, so steigt er auf den Thron, und hat den Obersten der weissen Verschnittenen zu seiner linken Hand. Nun erscheint der Großvezier an der Spitze der Pachas, die sich in der Stadt befinden. Nachdem er dem Sultan mit einem Knie auf der Erde sein Compliment gemacht hat, küsst er ihm die Hand, und stellet sich, nachdem der Oberste der weissen Verschnittenen abgetreten ist, auf seine linke Seite. Der Mufti, von

B. n. Persien I. Th. S den



den Intendanten der Justiz, von den Cadis, von den Gesezlehrern, von den vornehmsten Dienern des Glaubens, begleitet, nähert sich ihm, ibücket sein Haupt bis zur Erde, trägt die Hände in seinem Gürtel, und so küsst er die Schultern des Sultans. Selbst die Sultanninnen gehen aus ihren Zimmern, und begeben sich zu ihm. Alles erweist ihm die demüthigsten Ehrenbezeugungen.

Die Geschäfte eines Sultans müsten unendlich seyn, wenn er sich der Regierung selbst unterziehen wollte; allein er weiß sich derselben meisterlich zu entschlagen. Gleichwohl hat es das Ansehen, als ob die wichtigsten Sachen unter seinen Augen geschähen; denn, da diese im Divan abgemacht werden müssen, und er in dem daran stossenden Zimmer vermittelst des goldenen Gitters, alles, was darinnen vorgehet, wahrnehmen kan; so müssen die Grossen des Reichs doch immer in einer gewissen Furcht seyn. In dem Divan entscheidet der Großvezier fast alles, und es kommen nur die wichtigsten Dinge vor den Kayser. Dieser pflichtet gemeiniglich dessen Meinung bey, wenn nicht durch Günstlinge und Weiber sein Gemüth umgestimmt wird. Dennoch geht er manchmal, wenn die Zeiten bedenklich sind, verzei-

verkleidet in der Stadt umher, um zu hören, was vor Reden fallen. Er hat alsdenn verkleidete Wachten in der Nähe, die auf ein gewisses Zeichen seine Befehle schleunig ausführen. So entdeckte der Sultan Mahmud verschiedene Verschwörungen gegen sich, und es wurden damals so viele Menschen in den Canal geworfen, daß jederman eckelte, Fische zu essen. Wenn er in die Moskee reitet, so nehmen die Unterdrückten solche Zeit sorgfältig wahr, und bringen durch überreichte Bittschriften, ihre Klagen vor den Thron. Wehe demjenigen, auf welchen mit Recht Beschuldigungen gebracht werden.

Der Großvezier ist also ordentlich die Hauptperson, auf welcher die Regierung beruhet, und mit welchem der Sultan die Geschäfte theilt, oder sie ihm vielmehr gänzlich überläßt. Der Kayser ist nicht viel mehr, als dem Namen nach, von ihm unterschieden. Er führet die wichtigsten Dinge aus, und brauchet höchstens nur den Namen des Kayfers dabey. Er hat das Finanzwesen, die auswärtigen Angelegenheiten, alle Criminal- und Civil-Sachen, das Kriegsdepartement, und das Commando der Armeen über sich. Er kan nur allein von dem Sultan ernannt werden, obgleich oft die



Sultaninnen, die Grossen des Serails, manchmal auch die Janitscharen, ja selbst das Volk, etwas zu seiner Erhebung beytragen können. Wenn der Sultan einen zu seinem Großvezier ernennt, so übergiebt er ihm das Siegel des Reichs, auf welches sein Name geschnitten ist. Dieses ist das Merkmal, welches ihn characterisirt. Daher trägt er es auch beständig auf der Brust. Mit diesem Siegel fertigt er alle Befehle aus, ohne jemanden zu fragen, und ohne jemand Rechenschaft zu geben. Seine Gewalt ist ohne Schranken; bloß die Truppen darf er ohne Vorwissen ihrer Chefs nicht strafen. Er ertheilt alle Ehrenstellen des Reichs. Er ist das Haupt des Divans, und muß bey den festen Versammlungen desselben daselbst erscheinen. Er begleitet den Kayser gemeiniglich bey seinen Spazierfahrten. So groß nun diese Stelle ist, so schlüpfrig ist sie. Wenn er bey bedenklichen Umständen zu einer geheimen Unterredung ausserordentlich zum Kayser gerufen wird, so pflegt er sich, ehe er dahin geht, zum Tode zu bereiten; denn dieses ist der Richtplatz schon vieler Großveziere gewesen. Er wird nur mit wenig Personen hinein gelassen, und wenn die innern Pforten gleich zugemacht werden, so ist es ein gewisses Zeichen, daß es um ihn geschehen sey. Indes-

sen



fen hat es doch einige gegeben, die diese Stelle lang und würdig begleitet haben. Die beyden Cuperli, Vater und Sohn, in dem vorigen Jahrhundert, haben so wohl im Frieden, als im Krieg thriumphirt, und sich durch eine bisher in der Türkey unerhörte Politik so lange erhalten, daß sie ruhig auf ihrem Bette gestorben sind.

Da der Großvezier die höchste Person im Reich nach dem Kayser ist, so kann man sich leicht einbilden, daß er den Glanz seiner Würde mit vielem Pracht unterstützt. Er hat mehr als zwey tausend Officiere in seinem Pallast. Wenn er sich öffentlich sehen läßt, so hat er allezeit einen Turban auf, der mit zwey mit Diamanten und Edelgesteinen besetzten Zitternadeln geziert ist. Das Geschirr seines Pferdes ist mit Rubinen und Türkissen gleichsam besäet, und die Decke mit Gold und Perlen gestickt. Wenn er sich ausser seinem Pallast verfügt; so geschiehet es nach morgenländischer Art mit grossem Gepränge. Drey Rosschweife machen den Anfang. Begiebt er sich in den Divan, so begleitet ihn seine Garde zu Fuß; gehet er auf das Land, so sind sie zu Pferd, und führen eine Lanze, einen Degen, eine Art und Pistolen. Wenn ihm der Sul-



tan das Commando über eine von seinen Armeen aufträgt, so nimmt er an der Spitze seiner Truppen eine Bitternadel von seinem Turban herab, und giebt sie ihm, um sie auf den feinigten zu stecken. Nicht eher, als bis diese Ceremonie geschehen ist, erkennt ihn die Armee für ihren obersten Feldherrn. Ausser seinem ordentlichen Gehalt, hat er unermessliche Einkünfte. Es ist kein Diener in diesem grossen Reich, der ihm nicht Geschenke machen muß. Es ist dieses eine Art eines Tributs, den jederman giebt. Seine grössten Feinde sind diejenigen, welche in dem Serail zu befehlen haben, als die Sultanin Mutter, der Oberste der schwarzen Verschnittenen, und die Sultanin Favorite. Diese lassen beständig auf ihn Acht geben. Er muß also, um sich in seinem Posten zu erhalten, beständig grosse Geschenke austheilen. Auch der Grossherr saugt an ihm, indem er ihn entweder mit seinen Besuchen beehrt, welche ihm theuer zu stehen kommen, oder gerade zu Geld von ihm fordern! läßt. Er wendet daher auch alle mögliche Mittel an, Geld zu bekommen, um diesen Aufwand zu bestreiten. Sein Pallast ist ein Markt, wo alle Gnadenerweisungen feil stehen; doch muß er sich einer genauen Vorsicht befleißigen; denn die Turkey ist ein Land, wo die Gerechtigkeit



tigkeit! oft unter den größten Ungerechtigkeiten am strengsten beobachtet wird.

Wenn Diban gehalten wird, welches viermal in der Woche geschieht, so geht er unter Vorausstretung der Chiaur-Bachi und Gerichtsdiener, in Begleitung der albanessischen Garde, dahin. Vor Sonnenaufgang sind schon drey Officiere vor das Serail gegangen, um daselbst einige Gebeter zu verrichten. So wie der Grosvezier ankommt; so begrüßen sie ihn mit lauter Stimme, und die Pachas reiten voran, stellen sich in dem ersten Hof des Serails in Ordnung, und erwarten seine Ankunft. In dem zweyten Hof nehmen die Janitscharen und Spahis ihren Platz ein. Nun kommt der Grosvezier, und der Diban wird eröffnet. Die Veziers und Aufseher gehen nicht eher, als mit dem Grosvezier hinein, und jederman neiget sich zur Erde. Wenn er sich gesetzt hat, so setzen sich die beyden Aufseher der Justiz linker Hand neben ihn. Hierauf nehmen die Ober-Schatzmeister ihren Platz ein. Nunmehr werden die Geschäfte vorgenommen. Der Anfang wird mit den Finanzangelegenheiten gemacht, und Geld, entweder in den Schatz, oder zu Bedürfnissen, daraus genommen. Nach den Finanzsachen kommen die Kriegsangelegenhei-



genheiten, hernach die Criminalsachen. Der allergeringste in dem Reich hat die Freyheit, die vornehmsten Herrn des Reichs vor diesem Tribunal zu verklagen. Jederman, ohne Unterschied des Standes und der Religion, wird hier gehöret. Hier sind weder Procuratoren noch Advocaten. Betrifft die Klage eine Schuldsache, so führt der Staubiger seine Zeugen auf, und der Schuldner muß entweder das Geld auf der Stelle erlegen, oder er bekommt einige Stockschläge. Die Streitsachen werden kurz entschieden. Betrifft es die Anwendung des Rechts, so nimmt man den Koran zu Hülfe, und der Bezier legt das Gesetz aus. Ist es eine Gewissens-Sache, so wird der Mufti um Rath gefragt. Wenn der Bezier einmal einen Schluß gegeben hat, so findet hernach keine Appellation mehr statt. Es ist nicht zu leugnen, daß bey aller Strenge dennoch grosse Ungerechtigkeiten in der Türkey zu Schulden kommen. Man läßt alle Arten der Leute als Zeugen gelten, und die ehrlichsten Leute stehen in Gefahr, auf die Aussage zweyer oder dreyer falscher Zeugen ihre Güter und ihr Leben zu verlieren. Wird die Gerechtigkeit in dem Divan ohne Ansehen der Person gehandhabet, so geschieht es deswegen, weil man befürchtet, der Großherr möchte sich an

An dem Fenster befinden, und zuhören. Aber in andern Städten werden desto mehr schreyende Ungerechtigkeiten begangen, und die Cadi sind für Geld zu allem aufgelegt. Die vornehmen Officiers müssen dem Kayser am Tage des Divans von allem Nachricht geben, was im Divan vorgeht. Zu dem Ende wird einer nach dem andern vorgefordert. Wenn der Janitscharen Aga den Capigi Bachi und die Chiaur-Bachi auf sich zukommen sieht, so macht er sich mit vier Hauptleuten von seinen Truppen auf den Weg, und diese begleiten ihn bis an die Thüre des Zimmers. Er beschwöret sie vor dieser Thüre, Gott zu bitten, daß er dem Sultan die Vergebung seiner Fehler eingeben möge. Er gehet darauf allein hinein, und antwortet auf die ihm vorgelegte Fragen. Ist der Kayser mit ihm zufrieden, so kehrt er in Frieden zurück; ist das Gegentheil, so stößet der Sultan mit dem Fuß auf die Erde, und auf dieses Zeichen wird der Aga von den Stummen ohne alle Umstände strangulirt. Die übrigen Grossen des Reichs fürchten sich eben so sehr für dem Strick der Stummen. Bloß die obrigkeitlichen Personen sind diesem traurigen Schicksale nicht ausgesetzt, weil sie Rechteverständige sind. Manchmal fragt der Sultan den Mufti um Rath, ehe er



einen von seinen Officieren tödten läßt, was derjenige, der diesen oder jenen Fehler begangen habe, für eine Strafe verdient habe. Der Mufti aber, der wohl weiß, daß dieses nur eine Formalität sey, und der Sultan doch thun würde, was ihm beliebte, antwortet meistens, daß ein solcher den Tod verdient habe. Bisweilen schickt der Kayser des Morgens dem Großvezier sein Kleid, welches er selbst den Tag vorher angehabt hat, um ihm eine besondere Ehre zu erweisen, und des Nachmittags läßt er seinen Kopf fordern, welchen er auch ohne alle Umstände hergiebt.

Wie viele Gelegenheit hat ein nachdenkender Reisender, über diese charakteristischen Züge der türkischen Nation Anmerkungen zu machen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß das türkische Reich so wenig bevölkert ist. Die Härte und Grausamkeit, womit man die Landleute drückt, bewegt sie, sich vom Lande in die großen Städte zu begeben. Die wüsten Gegenden nehmen deswegen immer mehr und mehr zu. Ueberall ist es aus eben dieser Ursache voller innerlichen Unruhen. Die vielen Erpressungen machen die Leute misvergnügt, und wenn es zum Krieg kommt, so kan sich der Sultan auf seine Leute nicht verlassen. Die
Grossen



Grossen reiben sich untereinander durch allerhand Cabalen auf, und die Pforte sieht es gern, warum? der Sultan reist die Schätze der unterliegenden Parthey an sich, und das Land hat den Schaden davon. Die türkische Politik ist gewiß kein Muster, darnach sich christliche Länder bilden können. So viel sey von einigen Merkwürdigkeiten Constantino-pels genug gesagt. Wir wollen nach dieser Ausschweifung, die uns die Leser zu gute halten werden, in unserer Reisegeschichte fortfahren.

Da wir zu Constantinopel ankamen, so machte sich damals der Französische Gesandte, Herr de Mointel, fertig, nach Adrianopel zu gehen, wo sich der Sultan aufhielt, um die Capitulation zu erneuern. Es war eine Sache von der größten Wichtigkeit, und hatte schon sieben Jahre gedauert. Wir wollen den Ursprung der Zwistigkeiten, die damals zwischen dem türkischen und französischen Hofe obwalteten, kürzlich erzählen.

Im Anfang der Regierung des türkischen Kayser, Mahomed des vierdten, wurde das Reich größtentheils durch Frauenzimmer und Verschnittene regiert, die die höchsten Stellen im Staat solchen Personen anvertrauten, die ihnen



ihnen angenehm waren. Die Türken sind durchgehends der Meinung, daß der Ottomanische Hof niemals so verdorben, und in solcher Unordnung gewesen sey, als damals. Fast alle Monathe sah man einen neuen Bezier am Staatsruder; den man oft in wenig Tagen seines Amtes wieder entsetzte, nicht selten auch des Lebens beraubte. Es ist am türkischen Hof die Gewohnheit, daß, so oft ein neuer Bezier an die Regierung kommt, alle Leute von Stand ihm die Aufwartung machen; aber sie dürfen nicht leer kommen, sondern sie müssen nach der Beschaffenheit des Standes ansehnliche Geschenke mitbringen. Besonders müssen dieses die Gesandten der fremden Mächte beobachten. Da der damalige Französische Gesandte, Herr de la Haye, die beständigen Veränderungen, denen die Großveziere unterworfen waren, sahe, so glaubte er, daß, so lang der Kayser noch minderjährig wäre, die Sachen keinen andern Gang nehmen, und die Aufwartungen und Geschenke, die man den Beziern machte, völlig verlohren seyn würden. Er entschloß sich also, bey der gegenwärtigen Lage der Umstände ganz ruhig zu bleiben, und den neuen Beziern weder Aufwartung noch Geschenke zu machen. Nicht lange hernach aber geschah es, daß Euperty Mahomed Pacha



Pacha das Reichsſiegel bekam, und Großvezier wurde. Der Geſandte glaubte ſein Schickſal würde nicht anders, als ſeiner Vorgänger, und ſeine Regierung von eben ſo kurzer Dauer ſeyn. Aber er betrog ſich in ſeiner Meinung, und die Sache gieng ganz anders, als er ſich eingebildet hatte. Der Vezier erhielt ſich in ſeiner Stelle biß an ſeinen Tod.

So wie er ſein Amt antrat, ſo machten ihm alle Geſandten die Aufwartung, und brachten ihm die gewöhnlichen Geſchenke; nur allein der Franzöſiſche konnte ſich nicht dazu entſchließen, ohngeachtet ihm die andern Geſandten ſtark zuredeten. Es mag nun ſeyn, daß es Eigensinn war, oder, daß er ſeiner Nation ein Geſchenk erſparen wollte; genug, er wollte ſich nicht dazu bequemen. Endlich aber ſiegten die Vorſtellungen der übrigen Geſandten über ſeinen Entſchluß. Er ſah, daß ſich Cuperly auf Unkoſten vieler Großen des Reichs in ſeinem Poſten befeſtigte, und ſein Anſehen auf den Ruin derſelben gründete; er muthmaſete, daß Cuperly wenigſtens länger bey dieſer Stelle bleiben würde, als die andern. Er entſchloß ſich alſo, dem Beyſpiel der übrigen Geſandten zu folgen; er machte dem Vezier die Aufwartung, und brachte ihm die Geſchenke.



schenke. Aber beydes war im eigentlichen Verstand verlohren: denn der Vezier war über die wenige Achtung, die ihm der Französische Gesandte bey dieser Gelegenheit erwies, dermassen aufgebracht, daß er sogleich den Entschluß faßte, sich nicht nur an dem Gesandten, sondern auch an der ganzen französischen Nation zu rächen, es koste auch was es wolle. Dies ist der wahre Ursprung des übeln Vernehmens, welches einige Zeitlang zwischen dem französischen und türkischen Hof obgewaltet hat; dies ist die Quelle, aus welcher die Härte entsprungen, womit man über zwölf Jahre lang dem französischen Gesandten begegnet ist; aus diesem persönlichen Widerwillen entsprungen die vielen Avanien, denen die ganze Nation zwanzig Jahre lang an diesem Hofe ausgesetzt war.

Es zeigte sich bald eine Gelegenheit, da der Großvezier seine ganze Rache ausüben konnte, eine Gelegenheit, die er zu seiner bösen Absicht nicht besser wünschen konnte. In dem Kriege zwischen den Türken und Venetianern, auf Candia, hatten die Franzosen seit dem Ausbruch dieses Kriegs die Venetianer heimlich mit allerhand Nothwendigkeiten unterstützt, und man behauptet, daß der Französische Gesandte

Befehl

Befehl gehabt habe, einen heimlichen Briefwechsel mit den Venetianern zu unterhalten, und ihnen von allen Unternehmungen der Türken Nachricht zu geben. Nun geschah es, daß ein Franzos mit Namen Bertamont, welcher unter den Venetianischen Truppen auf der Insel Candia eine ansehnliche Stelle begleitet hatte, sich von dem Capitain General die Erlaubnis ausbat, nach Constantinopel zu gehen. Er erhielt sie, und der General gab ihm ausser den nöthigen Pässen, noch ein grosses Packet Briefe an den Französischen Gesandten nach Constantinopel mit. Es hatte aber dieser nichts geringers zur Absicht, als ein Türk zu werden. Er gieng deswegen sogleich nach seiner Ankunft zum Caimacan, und sagte ihm, daß er das Lager der Christen aus der Absicht verlassen habe, um ihre Religion abzuschwören, im Gegentheil aber die mahomedanische anzunehmen; er habe auch ein Packet Briefe von der äussersten Wichtigkeit, die er dem Großvezier in die Hände liefern wollte. Der Hof war damals zu Adrianopel. Der Caimacan liess den Renegaten sogleich dahin bringen, und dieser begnügte sich nicht damit, seinen Glauben zu verläugnen, sondern er gab dem Großvezier auch von dem Briefwechsel Nachricht, welchen der Französische Abgesandte an dem

türke



türkischen Hofe mit den Venetianern unterhielt, und überlieferte ihm die Briefe, die er unterschlagen hatte. Der Großvezier hatte schon vorher einigen Verdacht über dieses geheime Verständniß, und nunmehr glaubte er durch die Aussage des Renegaten davon gewiß überzeugt zu seyn. Man kan leicht urtheilen, wie sehr er gegen den Gesandten aufgebracht wurde, da er schon von Natur wild und rachsüchtig war. Demohngeachtet blieb er seiner mächtig, und hielt mit mehr Mäßigung an sich, als man vermuthen konnte.

Der Französische Gesandte bekam sowohl von den Absichten des Bertamonts, als von allem dem, was an dem türkischen Hofe vorgehng, Nachricht. Er kannte die hitzige und feindselige Gemüthsart des Großveziers, und konnte gar leicht vermuthen, daß die aufgefangene Briefe grossen Lärm verursachen würden. Er redete darüber mit seinen Dolmetschern. Derjenige, der das Amt hatte, die verborgenen Schriften, oder Chifern, zu entziefern, gerieth darüber in einen solchen Schrecken, daß er sogleich den Entschluß faßte, von Constantinopel zu entweichen; denn er erinnerte sich, daß der Großvezier bey einer ähnlichen Gelegenheit, da ein mit Chifern geschriebener

Brief

Brief aufgefangen worden war, den Venetianischen Dolmetscher mit Stockschlägen bis auf den Tod hatte prügeln lassen. Er sagte deswegen zu dem Gesandten: ich kenne meine Gemüthsart, und ich versichere Eure Excellenz, daß, so bald ich Stockschläge empfinde, kein Geheimnis in der Welt so groß ist, das ich nicht entdecken würde; verbergen Sie mich also entweder, oder lassen mich fliehen. Der Gesandte ließ ihn an einen sichern Ort bringen, und nahm voraus seine Maasregeln, was etwa die Sache für eine Wendung nehmen würde. Er bekam Befehl, nach Hof zu kommen, aber weil er damals am Steinschmerzen darnieder lag, so entschuldigte er sich, schickte aber seinen Sohn an seiner statt nach Adrianopel.

Der Großvezier eröfnete die Briefe von dem General der Venetianer, aber er konnte nichts lesen, denn es war alles in Chifern geschrieben. Man rufte die Renegaten und alle Dolmetscher, die an dem ottomannischen Hofe waren, aber keiner konnte die Schrift erklären; hiedurch wurde der Großvezier noch mehr in Zorn gebracht. Der Sohn des Gesandten fand ihn bey seiner Ankunft zu Adrianopel in einer sehr übeln Laune, und da

R. n. Persien. I. Th. H er



er ihm vielleicht mit etwas mehr Herzhaftigkeit antwortete, als es den gegenwärtigen Umständen angemessen war; so ließ ihn Cuperly, der Großvezier, in einen Thurm an den Mauern von Adrianopel, gefänglich niederwerfen. Indessen that er doch diesmal den französischen Kaufleuten und Dollmetschern nichts zu leide; doch drohete er ihnen mit den härtesten Martern, wenn sie ihm die Briefe nicht erklären würden. Einer von den Dollmetschern, Journetti, kam darüber in einen solchen Schrecken, daß er in eine Krankheit fiel, von der er niemals wieder vollkommen gesund wurde. Der Gesandte gab sich alle Mühe um die Befreyung seines Sohnes, und seiner Krankheit ohnerachtet, gieng er selbst nach Adrianopel. Wie er bey dem Großvezier Audienz hatte, so ließ dieser die aufgefangene Briefe herbringen, und legte sie dem Gesandten vor, mit dem Befehl, sie zu erklären. Der Gesandte entschuldigte sich, daß er die Kunst zu entziefeln selbst nicht verstünde, aber einen Secretair in seinem Dienst hätte, der damit vortreflich umzugehen wüßte; diesen aber habe er schon seit sechs Monathen nach Frankreich geschickt; wollte ihm aber der Großvezier die Briefe nach Hauße schicken, so wollte er sehen, ob er etwas herausbringen könnte, und sodann dem Großvezier Nachricht geben.

Der

Der Gesandte lachte über diese Entschuldigung, und stund auf, ohne ein Wort zu reden. Der Sohn des Gesandten aber blieb im Gefängnis, und der Vater bekam keine Antwort.

Die Sache machte an dem französischen Hofe Aufsehen. Der Sohn des Gesandten wurde zwar wieder auf freyen Fuß gesetzt; aber in der Hauptsache wurde doch nichts geändert. Der Gesandte wurde nach Frankreich zurück berufen, und der König entschloß sich, theils wegen der unanständigen Behandlung seines Gesandten, theils wegen der vielen Avanien, denen die französischen Unterthanen in dem türkischen Reiche täglich ausgesetzt waren, nachdrückliche Rache auszuüben. Die Sache kam so weit, daß ein Bruch zwischen beyden Mächten unvermeidlich schien, wenn nicht die Capitulation erneuert würde. Der Großvezier Cuperly war unterdessen gestorben, und sein Sohn an seine Stelle gekommen. In Frankreich glaubte man, daß man den Stolz des Großveziers nicht besser demüthigen könnte, als wenn man den jungen Herrn de la Haye, den der Vater des Gr. so sehr beleidigt hatte, als Gesandten an den Ditomannischen Hof schickte. Er hielt daselbst einen prächtigen Einzug, und bewies bey aller Gelegenheit eine



solche Größe des Geistes, daß es dem Großvezier äußerst mißfiel; man legte es als eine Beleidigung aus, die man dem Großherrn an seinem eigenen Hofe anthäte. Er suchte sich dafür dadurch schadlos zu halten, daß er dem Gesandten mit einer solchen Kältsinnigkeit und Verachtung begegnete, als ihm möglich war. Da er die erste Audienz bey ihm hatte, so empfing er ihn sitzend, ohne einmal von seinem Platz aufzustehen, wie doch ehemals üblich gewesen war. Er machte ihm die bittersten Vorwürfe wegen des Beystandes, den die Krone Frankreich den Feinden des ottomannischen Reichs thät, und bey dem Abschied bewies er sich eben so kältsinnig, als bey dem Empfang. Voller Verdruß ließ der Gesandte um die zweyte Audienz anhalten, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihn der Großvezier stehend empfangen, und keine Vorwürfe machen sollte. Man gab ihm zur Antwort, der Großvezier würde ihn empfangen, wie er sollte. Durch diese zwenydeutige Antwort ließ sich der Gesandte bewegen, und gieng zum zweytenmal hin, aber er wurde wie das vorigemal empfangen. Ueber diese Beschimpfung äußerst aufgebracht, sagte er dem Vezier gerade heraus, sein Herr habe ihn an die Pforte geschickt, um die Freundschaft zwischen beyden Reichen



Reichen zu bestättigen ; zugleich aber habe er auch Befehl , wenn man ihm nicht die Ehre , die man dem Gesandten eines so grossen und mächtigen Monarchen schuldig wäre , erweisen würde , die Capitulation zurück zu geben , und auf eben dem Schiffe , auf welchem er angekommen wäre , wieder nach Frankreich zurück zu kehren. Dem Großvezier entzuehren im Zorn einige beleidigende Ausdrücke , worüber der Gesandte gleichfalls dermassen aufgebracht wurde , daß er die Capitulation aus den Händen des Dollmetschers nahm , und solche dem Großvezier vor die Füße warf. Er stund sogleich auf , und gieng , ohne ein Wort weiter zu reden , zum Zimmer hinaus ; allein am Thor hielt man ihn an. Der Großvezier ließ sogleich den Musti , den Vani Effendi und den Captan Pacha rufen , um mit ihnen zu überlegen , was in dieser Sache zu thun sey. Der Entschluß fiel dahin aus , daß man den Großherrn hievon benachrichtigen sollte ; weil aber derselbe nicht gegenwärtig war , so wurde der Gesandte drey Tage lang in einem Zimmer des Pallastes in Arrest gehalten. Unterdessen wurde , nach verschiedenen Unterhandlungen zwischen dem Gesandten und dem Großvezier die Sache dahin vermittelt , daß der Gesandte seines Arrestes frey seyn , die beyden



Audienzen als nicht geschehen angesehen, und ihm eine andere gegeben werden sollte, wo man ihn mit allen Ceremonien empfangen würde. Es geschah auch dieses nicht lange hernach. Damit nun aber der Großvezier nicht nöthig haben möchte, vor dem Gesandten aufzustehen, so ließ er ihn in einen Saal besonders führen, wo er zu einer andern Thür herein kam. Sie gaben einander die Hände, und erwiesen sich unter einander so viele Höflichkeiten, als wenn sie sich einander niemals gesehen hätten. Der Gesandte und sein Gefolg wurden mit Caffee, Sorbet und Rauchwerk bedient, und empfiengen die gewöhnlichen Ehrenkleider. Nicht lange hernach hatte er auch Audienz bey dem Großherrs, aber von der Hauptsache wurde, der Gewohnheit gemäß, nichts geredet.

Der Gesandte hatte den Auftrag, ausser der Erneuerung der Capitulation auch den freyen Handel nach Indien über das rothe Meer zu verlangen; allein man wollte ihm weder das eine, noch das andere zugestehen. Die Unterhandlungen giengen darüber aufs neue an, wurden aber auf beyden Seiten mit der äußersten Bitterkeit getrieben, und die Gemüther auf beyden Seiten gegen einander immer mehr aufgebracht. Frankreich schickte
den

den Venetianern ansehnliche Hülfe gegen die Türken, und diese plagten die französischen Kaufleute in dem türkischen Gebiete, wie sie nur konnten. Es kamen so viele Beschwerden an den französischen Hof, daß der Gesandte aufs neue von Constantinopel abgerufen wurde, mit dem Befehl, von der Erneuerung der Capitulation kein Wort mehr zu reden, wenn sie nicht von den Ministern der Pforte selbst verlangt würde. Er machte diesen Entschluß, in Abwesenheit des Großveziers dem Caimacan bekannt; die Gründe, die er anführte, waren: „Weil man dem Gesandten nicht mit gehöriger Würde begegnet sey; weil man auf die Beschwerden, die man seit drey Jahren angebracht habe, nicht die geringste Rücksicht genommen habe; weil man die Capitulation nicht habe erneuern wollen, wodurch den französischen Kaufleuten grosser Schaden zugefüget worden, indem sie an Zoll fünf vom hundert hätten bezahlen müssen, da doch die Holländer, Engländer, Genueser, nicht mehr als drey bezahlten; daß man insonderheit diese letztern, der dagegen gemachten Vorstellungen ohnerachtet, in der Turkey aufgenommen habe; daß die Franzosen seit drey Jahren mehr als zweymalshundert tausend Livres an Spanien hätten bezahlen müssen, &c.“ In



Paris glaubte man, daß der persönliche Haß, den die Türken gegen den Herrn de la Haye hätten, Ursache wäre, daß die Unterhandlungen einen so schlechten Fortgang hätten. Er wurde also zurück gerufen, und der Herr de Moitel an seine Stelle geschickt. Er war Parlamentsrath zu Paris, ein rechtschaffener, kluger, und wißbegieriger Mann, der schon ehemals die Reise nach Constantinopel gethan hatte; aber man hielt seinen Character für zu sanft, um mit den Türken Unterhandlungen zu pflegen. Anfänglich wollte man ihn bloß mit dem Character eines Residenten nach Constantinopel schicken; allein, da man vorstellte, daß seine Unterhandlungen einen bessern Fortgang haben würden, wenn er als Botschafter, als wenn er als Resident da wäre: so wurde ihm der erste Character beygelegt. Er gieng also nach Constantinopel, und lösete den bisherigen Gesandten an der Pforte, den Herrn de la Haye, ab, welcher mit eben den Schiffen, die den neuen Gesandten gebracht hatten, zurück gieng.

Der neue Gesandte begab sich nicht lange nach seiner Ankunft nach Adrianopel, wo sich damals der türkische Hof aufhielt. Er wurde mit allen gewöhnlichen Ehrensbezeugungen empfan-

pfangen. Das erste, was er that, war, daß er eine Audienz verlangte, und zwar, ohne die Absicht zu melden, weswegen er gekommen wäre: und dieses wollte man ihm nicht gestatten. Es ist ein Gesetz bey den Türken, daß ehe die Gesandten dem obersten Staatsminister, oder dem Sultan die Aufwartung machen, sie vorher über die Absicht ihrer Gesandtschaft eine Erklärung geben, weswegen sie gekommen sind, und worüber sie in Unterhandlung treten wollen. Diese Gewohnheit trifft man überall im ganzen Orient an. Man wußte dieses in Frankreich sehr wohl; aber man hatte mit Fleiß in seine Verhaltensbefehle hineingesetzt, daß er mit dem Großvezier selbst in Unterhandlung treten, und ihm die Befehle des Königs nicht anders, als bey vollem Divan übergeben, auch mit dem Großherrn selbst darüber reden sollte. Die Ursache war, weil man in Frankreich glaubte, daß der Großherr von der harten Begegnung seines Veziers gegen die französische Nation nicht die geringste Wissenschaft habe, daß der Divan eben so wenig davon wüßte; und daß also der Großvezier die Erneuerung der Capitulation aus bloßem Haß gegen die Franzosen verweigere: man müsse es also ein vor allemal dahin zu bringen suchen, daß man nicht



bloß von dem Eigensinn des Großveziers abhängig sey. Der Gesandte that alles, was er konnte; er war eine Zeitlang da, ohne sich zu erklären, er gieng Schritt vor Schritt: aber, wie er sahe, daß er schlechterdings keine Audienz haben könnte, ohne die Angelegenheiten, weswegen er gekommen war, zu entdecken; so mußte er sich endlich entschließen, sein Verlangen schriftlich zu übergeben.

Er übergab es dem Dolmetscher des Großveziers, mit Namen Panaioti. Es war dieses ein Grieche, ein Mann von großem Geist, der viele Europäische Sprachen verstund, insonderheit aber die lateinische und italienische dermassen in seiner Gewalt hatte, daß er mit Deutlichkeit und Nachdruck darinnen reden und schreiben konnte. Dieser Grieche war ein getreuer Anhänger des Großveziers, und sorgte für das Interesse der Pforte bis zum Nachtheil der Christen; es mag nun seyn, daß er es aus Furcht für der Strenge der Türken gegen diejenige, die sie hintergehen, that, oder daß ihn die Selaveren, worinnen er von seiner Geburt an war, den Türken so unterwürfig machte. Er hatte den Titel, als erster Dolmetscher und Secretair des ottomanischen Reichs. Die Republic Genua hatte ihn



ihn zur Vergeltung der guten Dienste, die er ihrem Gesandten erwiesen hatte, zu einem Nobile gemacht. Er war Dolmetscher des Römisch-Kaiserlichen Hofes gewesen, ehe er in die Dienste des Großveziers kam. Er hatte einen jährlichen Gehalt von tausend Thalern. Er wurde zu den wichtigsten Geschäften gebraucht. In den Geschäften mit den Venetianern über Candia, hat er seine Sache zum Vergnügen des Großveziers so wohl gemacht, daß ihm dieser sogleich bey der Unterschrift des Friedens die Einkünfte der Insel Nicbue in dem Archipel, die sich jährlich auf vier tausend Thaler betaufen, schenkte.

Durch diesen Panaioti übergab er seine Forderungen, die ohngefähr aus dreyßig Articlen bestunden, wovon dieses die vornehmsten waren: „Erslich soll die Psorte, ausser denen Europäischen Nationen, die bereits ihre Niederlassungen in dem türkischen Gebiete haben, keine andere, als nur unter Französischem Schutze aufnehmen, und insonderheit sollen die Italiäner, ausgenommen die Venetianer und Genueser, gehalten seyn, sich daselbst unter Französischem Schutze zu begeben.“ Die Türken hatten dieses den Franzosen in den vorhergehenden Capitulationen, die sie mit ihnen zur Zeit des Königs, Franz des ersten, gemacht

macht



macht hatten, eingeräumt. Sie genossen den-
 selben auch lange Zeit, bis zu Anfang des vo-
 rigen Jahrhunderts, da einige fremde Corsä-
 nen unter Französischer Flagge an den Küsten
 von Aegypten kreuzten. Bey dieser Gelegen-
 heit zogen die Türken dieses Privilegium ein.
 „Zweytens. Alle Europäische Nationen, die
 keine öffentliche Agenten an der Pforte haben,
 auch mit der Pforte nicht in Bündnis stehen,
 sollen, wenn sie mit Französischer Flagge und
 unter dem Schuz dieser Nation nach der Le-
 vante kommen werden, eben die Vortheile zu
 geniessen haben, als die Franzosen selbst.“
 Auch diesen Artikel wollten die Türken nicht
 annehmen. Sie sagten, daß der Ausdruck:
 kommen werden, gar nicht ausschließungsweis
 zu verstehen sey, als wenn die Pforte verbun-
 den wäre, Fremde, die mit Französischer Flag-
 ge nach der Türkey kämen, anzunehmen, son-
 dern daß der Großherr die Freyheit behalte,
 sie nach seinem Gutbefinden, auch unter an-
 derer Flagge und Schuz anzunehmen. „Drit-
 tens, sollen die Franzosen, so wie die Englä-
 nder, Holländer und Genueser, nicht mehr als
 drey vom hundert, Zoll bezahlen. Vierter-
 tens soll der Großherr den Franzosen die Frey-
 heit gestatten, durch seine Staaten und Länder,
 und insonderheit über das rothe Meer, nach
 Indien



Indien zu handeln, ohne andere Abgaben, als bey dem Eintritt in die Staaten des Großherrn zu bezahlen. Fünftens soll der Großherr den Römisch-Katholischen Ordensgeistlichen in dem gelobten Lande, die heiligen Derter, die ihnen die Griechen im Jahr 1638. abgenommen haben, wieder geben. Sechstens soll der König in Frankreich an der Pforte für den einzigen Beschützer der Christen angesehen werden. Siebentens. Alle Christen von der Römischen Kirche, die in dem ganzen ottomannischen Reiche sind, sollen als unter dem Schutz von Frankreich stehend, angesehen werden. Achterns, die französischen Capuciner zu Constantinopel sollen die Freyheit haben, ihre Kirche, die abgebrannt ist, wieder aufzubauen. Neuntens. Alle Kirchen der Römischen Christen, die in dem ganzen ottomannischen Reiche sind, sollen in Zukunft, wenn es nöthig seyn wird, ausgebessert, oder von neuem wieder aufgebauet werden können, ohne eine besondere Erlaubnis darüber einzuholen. Zehntens. Alle französische Sclaven in der Türkey, sollen in Freyheit gesetzt werden. Die übrigen Forderungen waren von minderer Wichtigkeit.

Die Pforte sahe diese Forderungen für übertrieben, ja gewisser massen für lächerlich an,



an, und die türkischen Minister glaubten, oder schienen wenigstens zu glauben, daß man nur einen Vorwand suche, gänzlich mit der Pforte zu brechen. Der Großvezier ließ deswegen den Gesandten fragen, ob er keinen Brief von dem König in Frankreich an den Großherrn, oder an ihn habe, worinnen diese Forderungen, die er in dessen Namen gemacht hätte, enthalten wären; man könne unmöglich glauben, daß ihm der König befohlen habe, so übertriebene und ungerechte Forderungen zu machen, wenn man sie nicht ausdrücklich von dem König eigenhändig unterschrieben sähe. Der Gesandte, der sich einer solchen Frage nicht versah, antwortete: daß er sein Beglaubigungsschreiben von dem König seinem Herrn, an den Sultan und den Großvezier habe, und daß müsse ihm genug seyn; denn Se. Majest. schreiben niemals die Angelegenheiten, welche abgehandelt werden sollten, mit eigener Hand; die Pforte wäre sehr übel unterrichtet, wenn sie in die Absichten seines Herrn einigen Zweifel setzte, weil sie von Sr. Majestät nicht eigenhändig geschrieben wäre. Und der Gesandte hatte Recht. Die Schwierigkeiten, die der Großvezier machte, waren bloße Ausflüchte; indessen mochte der Gesandte sagen, was er wollte, so konnte er nichts ausrichten. Man gestattete ihn nicht eher



eher eine Audienz, als bis er gerade heraus versprochen hatte, daß er ein Schreiben des Königs wolle kommen lassen, in welchem eben das, was er verlangt hätte, schriftlich enthalten seyn sollte, und dies in Zeit von sechs Monathen.

Gleich den Tag hernach, als der Gesandte diese Erklärung von sich gegeben hatte, setzte ihm der Großvizier auf den folgenden Tag die Audienz bey ihm, und nach etlichen Tagen bey dem Großherren an, aber unter der ausdrücklichen Bedingniß, daß er von den gegenwärtigen Unterhandlungen nicht das geringste reden sollte. Der Großvizier empfing ihn sehr kalt sinnig, und obgleich der Gesandte eine weitläufige Rede hielt, so war sie doch für die Türken zu lang, und hatte nicht die geringste Wirkung. Der Großvizier antwortete bloß mit Ja und Nein. Der Gesandte lies sich besonders über die Größe und Macht seines Königs umständlich heraus; aber der Großvizier sahe es als eine heimliche Drohung an, und sagte: es ist wahr, der König von Frankreich ist ein großer Monarch, aber sein Degen ist noch neu. Der Gesandte bekam noch einige ähnliche Antworten. Wir wollen ihrer nur zwey anmerken. Die eine betrifft das Alterthum der Freundschaft zwischen beyden Reichen. Da der Gesandte



sandte sagte: Die Franzosen wären wahre Freunde der Türken: Wie kommt es denn, sagte der Großvizier, daß wir sie überall bey unsern Feinden antreffen? Die andere war noch beisender. Da der Gesandte im Begriff war, weg zu gehen, so sagte er zum Großvizier: der König, mein Herr, hat mir befohlen, besonders die Sache wegen dem freyen Handel über das rothe Meer mit Nachdruck zu betreiben, die Sr. Majestät besonders am Herzen liegt, und er hofft, eine befriedigende Antwort von der Pforte darüber zu erhalten. Ist es möglich, sagte der Großvizier, daß ein so grosser Monarch, wie ihr saget, sich um die Angelegenheit der Kaufleute bekümmere?

So wenig der Gesandte mit der Audienz bey dem Großvizier zufrieden war; so wenig war er es auch mit derjenigen, die er bey dem Sultan hatte. Man führte ihn in einen Saal, dem Großherrn gegen über. Hier hielt er eine Rede, die beynabe eine Viertelstunde dauerte; aber es half nichts, denn der Dolmetscher sagte dem Großvizier nur den Inhalt davon in wenig Worten, und dieser dem Sultan in zweyen. Hierauf fieng der Gesandte an von seinem Auftrag zu reden. Es war dieses gegen die Gewohnheit, gegen die ausdrückliche Bedingnis des Groß-



Grosvezier, und gegen das Versprechen des Gesandten. Dem ohngeachtet hörte der Großherr allem demjenigen, was der Dolmetscher sagte, sehr aufmerksam zu, wendete sich gegen den Grosvezier, der bey solchen Gelegenheiten jederzeit nahe bey seiner Person ist, und sagte: der Gesandte wende sich an unsern Lala. Dieses Wort bedeutet im Türkischen einen Vormund, wie auch einen Pfleger. Die Türken bezeichnen aber damit überhaupt eine Person, die väterliche Gesinnungen gegen jemand hat. Es ist gewöhnlich, daß die Gesandten, wenn sie von der Audienz des Großherrn herauskommen, in dem Divan mit einem Mittagsmahl beehret werden; der Gesandte speiset alsdenn mit dem Grosvezier, und die vornehmen Personen seines Gefolgs mit den andern Großen des Reichs. Auch hier wollte der Gesandte von seinem Geschäfte reden; aber der Grosvezier wurde ungeduldig darüber, und begegnete ihm etwas unhöflich. Er sagte: „Mein Herr, halten Sie Ihr Versprechen, in sechs Monathen werden wir wissen, ob wir Freunde, oder Feinde seyn werden.“ Dies war der Erfolg der ersten Negociation des Gesandten.

Den ganzen Sommer über ereignete sich nichts von Wichtigkeit. Im Monath September,
K. n. Persien I. Th. J



tember, sechs Monathe nach der ersten Audienz, schrieb der Großvezier an den Gesandten: der Termin von sechs Monathen, den er sich selbst gesetzt hätte, einen eigenhändigen Brief von dem Könige, seinem Herrn, vorzuzeigen, sey nunmehr zu Ende; er frage also an, ob der Brief gekommen sey, was er enthalte, und was für Befehle er von seinem Hofe bekommen habe. Der Gesandte antwortete dem Ueberbringer dieses Briefes mündlich, daß noch keine Antwort aus Frankreich gekommen sey; übrigens wäre er nicht Willens, eine Antwort auf einen Brief zu geben, worinnen seinem Herrn nicht derjenige Titel gegeben werde, der ihm gehöre. Der Großvezier hatte sich in seinem Schreiben des Titels, Craul, bedient, welches bey den Türken weniger ist, als Padscha, ob gleich beyde Wörter einen Souverain bedeuten. Mit dem letzten Titel benennen sie den Grosherrn, und haben ihn auch jederzeit dem König von Frankreich beygelegt. In Frankreich übersetzt man ihn durch Kayser. Endlich kam eine Antwort. Der König in Frankreich, der damals den Krieg mit den Holländern im Sinne hatte, wollte sich nicht mit der Worte in einen Krieg verwickeln. Er ließ deswegen durch den Herrn von Yponne an den Großvezier schreiben, daß

sich



sich Se. Majestät sehr verwunderten, daß man Ihrem Gesandten keinen Glauben beymessen wolle; die Pforte hätte noch niemals die Wahrheit und Treue der französischen Gesandten in Zweifel gezogen; Se. Majestät würde durch keinen andern Canal ihre Erklärung geben, als durch Ihren Gesandten bey der Pforte, und wenn der Großherr und seine Minister ihm den Glauben versagen würden, so sollten sie ihm sogleich den Abschied geben, damit er auf dem nemlichen Schiffe, mit welchem dieser Brief angekommen wäre, wieder zurück gehen könnte. Mit diesem Briefe wurde Hervieu, damaliger Dolmetscher des Dauphins, und nachher französischer Consul zu Aleppo, nach Constantinopel geschickt, welcher zugleich die letzten Befehle des Hofes an den Gesandten mitbrachte. Der Gesandte machte solches dem Großvezier sogleich bekannt, und bat zugleich um Erlaubnis nach Hof zu kommen; der Sultan war dazumal zu Adriano- pel. Der Großvezier antwortete, er könne kommen, wenn er wollte, so würde er willkommen seyn. An eben dem Tage ließ ihm der Caimacan sagen, daß er vom Großvezier Befehl habe, Sr. Excellenz dreyßig Wagen, zwölf Pferde, und tausend Thaler zur Reise zu schicken. Es wurde alles sogleich berich-



tigt, und den 20. März gieng der Gesandte von Constantinopel nach Adrianopel ab. So war damals die Lage der Umstände, da wir zu Constantinopel ankamen.

Siehe oben Seite 107.

Ich begleitete den Gesandten nach Adrianopel. Er hatte in seinem Gefolge seinen Bruder, einen Beichtvater, einen Oberhofmeister, einen Secretair, drey Dolmetscher, zwey Janitscharen, und noch eine grosse Anzahl niederer Bedienten. Ueber dieses war noch in seinem Gefolg, Herr Hervieu, der den Brief an den Großvezier gebracht hatte, ein Directeur von der levantischen Compagnie, der sich mit dem Minister in Unterhandlungen wegen des Handels über das rothe Meer einlassen sollte; zwey spanische Ordensgeistliche als Commissarii, die um die Wiederherstellung der heiligen Dertter im gelobten Land nachsuchten; ein Kaufmann von Marseille, und noch einige französische und italiänische Herrn, die so wie ich, die Reise aus Neugierde mitmachten. Der Caimacan hatte dem Gesandten einen Eschauß mitgegeben, der nicht nur überall die nöthigen Quartiere besorgen, sondern auch acht haben musste, daß sowohl der Person des Gesandten, als auch seinem Gefolge der gehörige Respect gege-

gegeben werden möchte. Obgleich Constantinopel nicht weiter als funfzig französische Meilen von Adrianopel entfernt ist, so waren wir doch zehn Tage unterwegs. Der Weg ist gut und eben, und gehet über angenehme Ebene und Felder. Ueberall trifft man schöne Dörfer und gute Herbergen an.

Die Lage dieser Stadt ist schön, und die umliegenden Gegenden sehr angenehm; aber die Luft ist sehr ungesund, und davon ist auch das Serail nicht ausgeschlossen. Die Stadt soll acht englische Meilen im Umfang haben, die Gärten mit einbegriffen. Wenn der Hof da ist, so ist die Stadt voller Menschen, außerdem aber bedeutet die Volksmenge nicht viel. Der Fluß Mariza, der Hebrus der Alten, an welchem die Stadt liegt, drocknet alle Sommer aus, und dies trägt viel dazu bey, daß die Luft nicht so gar gesund ist. Es sind an diesem Orte viele reiche Juden, in deren Händen die ganze Handlung ist. Ein jeder Bacha hat seinen Juden, der gleichsam sein Geschäftsträger ist, und um alle seine Heimlichkeiten und Thaten weiß. Alles geht hier durch die Hände der Juden. Sie sind die Aerzte, die Intendanten und Dollmetscher der Grossen. Sie wissen sich so nothwendig zu machen, daß



sie an dem Schutz des Hofes gar nicht zweifeln dürfen. So gar europäische Kaufleute, die ihre Kunstgriffe nicht wissen, müssen ihnen oft ihre Geschäfte anvertrauen. Wenn der Hof da ist, so zieht er eine Menge Handelsleute mit Kostbarkeiten nach sich. Vor dem Fenster des Serails ist der große Marktplatz der Künstler.

Wir nahmen unser Quartier nicht in der Stadt, sondern eine halbe Meile davon an einem sehr angenehmen Ort, wo auch bessere Luft ist, als an irgend einem andern Platz.

Zehen Tage nach unserer Ankunft, kam Panaiotti, der Dolmetscher des Großveziers, von welchem wir oben geredet haben, von Seiten dieses Ministers, um dem Gesandten einen Besuch abzustatten, zugleich aber auch die Gesinnung seines Herrn in Absicht auf die Erneuerung der Capitulation, zu erfahren. Der Dolmetscher gab ihm zu verstehen, daß er abgeschickt sey, um mit ihm über diese Sache zu tractiren, und sagte ihm ganz deutlich, der Wille des Großveziers wäre, daß sie einander nicht eher sehen wollten, als bis die Sache entschieden und geendigt wäre, aus Furcht, es möchten Zwistigkeiten unter ihnen entstehen, welche,

welche, ob sie gleich klein wären, dennoch die Unterhandlung abbrechen, wenigstens ihren Fortgang hindern könnten. Er setzte noch, um die Meinung des Großveziers zu unterstützen, hinzu, daß in der Türkei die Geschäfte niemals besser besorgt würden, als durch einen Dritten; der Großvezier und Gesandte müßten beyde auf die Erhaltung ihres Ruhms, und das Interesse zweyer grossen Reiche bedacht seyn; keiner würde den Anfang machen wollen, etwas von seinen Forderungen nachzugeben; eine persönliche Unterhandlung könnte leicht beyder Gemüther erbittern; allein, wenn sie durch die Hände ihrer Dolmetscher gieng, so wäre es nicht möglich, daß bey dem einen oder dem andern eine üble Laune erfolgte. Endlich lies ihn der Großvezier bitten, zu erlauben, daß er ihm nicht eher eine Audienz geben würde, als bis er das Vergnügen haben könnte, ihm die neue Capitulation in die Hände zu liefern. Der Gesandte verlangte zwar etwas ganz anders, aber er mußte sich nach der Gesinnung des Großveziers richten, und sich entschliessen, die Sache durch Dolmetscher auszumachen. Panaiotti nahm eine Abschrift von dem Brief, den der Herr Lyonne auf Befehl des Königs an den Großvezier geschrieben hatte, wie auch von den Bedingungen,



nissen, auf welche der König nach Aussage des Gesandten allein die Capitulation erneuern wollte; er gab dem Gesandten tausend nachdrückliche Versicherungen, daß er die Sache bestens besorgen wollte, und nahm seinen Abschied. Er sagte noch insonderheit, daß er sich eine besondere Ehre daraus mache, die Erneuerung der Capitulation zwischen diesen beyden grossen Mächten zu besorgen, und er würde alle mögliche Mittel anwenden, sie zum Vergnügen Sr. Allerschristlichsten Majestät zu schliessen. Die Zeit aber hat gelehrt, daß diese Versicherung nicht aus redlichem Herzen gekommen ist, und daß Panaioti eben so wenig für das französische Interesse gesorgt habe, als der Großvezier.

Dieser Minister ließ den Aufsatz des Gesandten, und legte ihn dem Divan zur Untersuchung vor. Er war nicht halb so lang als der vorhergehende, und dennoch kam er dem Großvezier übertrieben vor. Er beschwerte sich über die wichtigsten Punkte, und sagte, daß sie die Pforte nimmermehr zugestehen würde; was die andern anbelangte, da ließen sich die Schwierigkeiten heben. Er schlug also die eine Hälfte der Forderungen gerade weg ab, und von der andern gab er eine sehr unge-

Ungewisse Hofnung. Der Bezier that dieses, um durch die Antworten des Gesandten zu entdecken, ob er wirklich von seinem Hofe Befehl habe, nichts von den Forderungen nachzugeben, oder ob er noch andere geheime Befehle habe.

Gegen das Ende des Monaths April wurden die zwey Ordensgeistliche aus dem gelobten Lande, wovon wir oben geredet haben, über ein Gerücht, das sich unter uns ausbreitete, ausserordentlich bestürzt. Man sagte, daß sie nur gar nicht denken sollten, wieder zum Besiz der heiligen Dörter, woraus sie die Griechen vertrieben hätten, zu gelangen; denn der Großbezier habe erklärt, daß er lieber an den Zollabgaben etwas fahren lassen, und den Handel über das rothe Meer gestatten wollte, wenn man nur nicht mehr von dem gelobten Lande reden würde; diesen Punct müsse man bis auf die Zeit aufheben. Vielleicht wissen wenige Leser die wahre Beschaffenheit dieser Sache; ihnen zu Gefallen wollen wir das Hauptsächlichste davon erzählen, um ihnen vielleicht die Langeweile zu versüßen, die sie bey der Erzählung der langwierigen Unterhandlung an der Pforte um die Erneuerung der Capitulation, haben möchten.



Das Königreich Jerusalem wurde von den Christen im Jahr 1099. erobert, und im Jahr 1177. wieder verloren. Ein König von Syrien, mit Namen Mejer = Salah-el-din Joseph, eroberte es wieder, und verjagte alle abendländische Christen, insonderheit die Ritter, daraus, und ließ niemanden als nur morgenländische Christen, Syrer, Armenier, Georgier und Griechen daselbst. Wenige Zeit hernach, im dreyzehnten Jahrhundert kaufte ein König von Neapel, aus dem Hause Anjou, die heiligen Derter im gelobten Lande von dem König in Syrien. Der Handel wurde sehr geheim geschlossen, indem sich der König in Syrien fürchtete, seine Nachbarn, die mahomedanischen Fürsten möchten Handel mit ihm darüber anfangen. Die Franciscanermönche wurden darauf von dem Könige hingeschickt, um von den heiligen Dertern Besitz zu nehmen. Sie wurden auch in der Folge von den Sultanen in Aegypten, und den türkischen Kaysern, die Palastina eroberten, in dem Besitz dieser Derter gelassen. Sie hatten den Schlüssel zu allem dem, was die Andacht der Christen zu Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, und andern Orten, geheiligt hatte. Die morgenländischen Christen, deren eine große Anzahl in diesen Gegenden war, unterliefen

fen



fen dennoch nicht, an verschiedenen von diesen heiligen Orten Capellen zu erbauen; so hatten sie zum Exempel eine Capelle bey der Kirche über dem Grabe Christi, eine andere an dem Ort, wo er gebohren war, noch eine andere, wo er gekreuzigt wurde. Die Pábste, die alles anwanden, um die Griechen mit der römischen Kirche zu vereinigen, befahlen den Franciscanern, ihnen an den heiligen Orten alle Freyheiten zu gestatten, Capellen zu bauen, Kerzen und Lampen brennen zu lassen, Altäre zu bauen und Bilder aufzustellen, &c. Nun sagen die Franciscaner, diese Freyheit, welche die Griechen in ihren Kirchen genossen, hätte sie auf den Einfall gebracht, sich von allen diesen Orten selbst Meister zu machen; diese aber leugnen es schlechtweg. Die Griechen wendeten sich im Jahr 1634. an die Pforte, und führten Beweis, daß sie von Alters her in dem Besiß des Bergs Calvaria, der Hble bey Bethlehem, und anderer Orter, gewesen wären. Die Franciscaner wurden vor den Divan gefordert; sie erschienen daselbst in Begleitung aller Gesandten der christlichen Mächte, die damals in der Turkey waren. Die Sache kam verschiedenemal vor; alle christliche Mächte, die mit der Pforte in Bündnis stunden, so wohl Katholicken, als Prote-

Prote-



Protestanten, nahmen sich dieses Rechtshandels an; es wurden von beyden Theilen grosse Unkosten angewendet. Endlich gewonnen die Griechen den Proceß, und wurden, wie sie es verlangten, in den Besitz dieser Dertter gesetzt.

Da derjenige Großvezier, der zum Vortheil der Griechen diese Sache entschieden hatte, zwey Jahre hernach starb, so suchten die Europäer diesen Rechtshandel wieder auf neue zu treiben. Er gieng auch wieder an, und wurde nun zum Vortheil der Franciscaner entschieden; diese wurden in den Besitz alles dessen, was ihnen die Griechen genommen hatten, gesetzt. Aber die Freude dauerte nicht länger, als zwey Jahre. Es kam ein Großvezier zur Regierung, der den Griechen gewogen war, und dieser setzte sie wieder in den Besitz dieser Dertter. Seit dieser Zeit haben sich die römische Christen außerordentlich viele Mühe gegeben, um wieder zum Besitz derselben zu kommen; aber sie haben nichts ausrichten können. Der Divan ist gegen alle Vorstellungen und Versprechungen derselben unerbittlich. Man hat den Grundsatz angenommen, und ist auch unveränderlich dabey geblieben, daß die Griechen, welche Untertanen des Grosherrn wären, und ihm jährlich acht-



achtmahlhundert tausend Thaler Tribut bezahlten, mit Recht in dem Besitz der heiligen Dörter, die unter der Oberherrschaft des Großherrs stünden, erhalten werden mußten. Indessen haben die Franciscaner keine Gelegenheit verabsäumt, ihre Klagen und Vorstellungen zu erneuern. Im Jahr 1665. hat der Römisch - Kayserliche Gesandte im Namen des Kayseres alle mögliche Mühe angewendet, den Franciscanern zum Besitz dieser Dörter behülflich zu seyn, aber alle Bemühungen, Versprechungen und Anerbietungen waren fruchtlos. Vier Jahre hernach suchte der Venetianische Gesandte im Namen seiner Republic eben dieses, aber er richtete eben so wenig aus. Endlich setzten die Franciscaner ihre noch übrige wenige Hoffnung auf den König von Frankreich. Sie schickten zwey Deputirte aus ihrem Orden an Seine Majestät mit Empfehlungsschreiben von Rom, Spanien, und den meisten römisch - katholischen Höfen, um den Lateinern wieder zum Besitz der ihnen von den Griechen weggenommenen Orte zu helfen. Der Allerchristlichste König ließ sich nicht zum zweytenmal darum bitten; sein Eifer für die römische Kirche trieb ihn an, dem französischen Gesandten bey der Pforte den ausdrücklichen Befehl zuzuschicken, diese Sache mit unter die Beding-



Bedingnisse zu setzen, worauf die Capitulation erneuert werden sollte. Diese beyden letztern Gesandten erklärten verschiedenemalen ausdrücklich, daß sie Befehl hätten, sich in keine Unterhandlung mit der Pforte einzulassen, wenn man nicht die Franciscaner in den Besitz der heiligen Orte wieder einsetzte. In dessen kam die Sache nicht weiter, als sie vorher war, und man war genöthigt, diesen Punkt fahren zu lassen, um nicht den ganzen Tractat zu hintertreiben.

In der Mitte des Monats May, da der Gesandte sahe, daß der Grosherr und der Großvezier im Begriff stunden, nach Pohlen zu gehen, ohne daß bisher die Unterhandlung weit gekommen war, so gieng er zu dem Reisk-Duitab, d. i. dem Canzler. In dreyen Zusammenkünften war die Sache entschieden, und die Capitulation wurde auf folgende Bedingnisse erneuert: die Franzosen sollten in Zukunft nicht mehr am Zoll als drey vom hundert bezahlen; sie sollten den freyen Handel nach Indien über das rothe Meer haben, wenn sie bey dem Eintritt in die Länder des Grosherrn fünf vom hundert bezahlen würden, alsdenn aber sollten sie weder bey dem Durchgang, noch bey dem Ausgang weiter et-
was



was bezahlen; die französischen Capuciner sollten die Freyheit haben, zu Galata ihre Kirche zum St. Georg, welche abgebrannt war, wieder aufzubauen, diese und die Kirche der Jesuiten an eben diesem Ort, und alle übrige den Franzosen gehörige Kirchen, die in dem ottomannischen Reiche sind, sollen unter dem Schutze des Königs stehen; der Gesandte soll als Beschützer des Hospitals der Europäischen Christen zu Galata, angesehen werden, und die Freyheit haben, daselbst Messe lesen zu lassen; die französischen Slaven, die gegenwärtig in der Türkey sind, oder in Zukunft seyn werden, sollen in Freyheit gesetzt werden, sie müssen denn auf Schiffen, oder bey Armeen zu Land an solchen Orten, welche Feinde von der Pforte sind, zu Gefangenen gemacht worden seyn. Dies ist alle die Veränderung, die in der Capitulation ist gemacht worden; der Artikel, die fremden Nationen betreffend, sollte so hineingesetzt werden, wie es in der alten war.

Runmehr war die Sache in so weit verabredet und geschlossen, daß nichts mehr als die schriftliche Ausfertigung fehlte. Der älteste Dolmetscher des Gesandten gab ihm den Rath, nicht eher weg zu gehen, als bis der
Cantzler



Canzler den Entwurf der neuen Capitulation
 ausgefertigt hätte. Der Rath war gut;
 aber der Gesandte trauete dem Pantaioti, dem
 Dollmetscher des Großveziers, zu viel. Dieser
 sagte, es würde eine Beleidigung für den
 Canzler seyn, wenn er ihm nicht auf sein blo-
 ses Wort glauben wollte; er nahm es auf
 sich, Bürgschaft zu leisten, daß der Canzler
 sein gegebenes Wort halten werde. Der Ge-
 sandte ließ sich hiedurch überreden. Er kam
 vergnügt nach Haus, mit der freudigen Mine,
 die man hat, wenn man eine Sache glücklich
 zu Ende gebracht hat. Er setzte sich an Tisch,
 und sagte: „meine Herrn, die Capitulation
 ist erneuert, wir müssen eine Lustbarkeit des-
 wegen anstellen, und auf diese Erneuerung
 trinken.“ Wir tranken alle in der Reihe
 herum, ausgenommen der älteste Dollmetscher.
 Dieser sagte: „mein Herr, ich glaube es nicht
 eher, als bis ich die Capitulation schriftlich
 in Ihren Händen sehe.“ Der Canzler hatte
 versprochen, den Aufsatz der Capitulation noch
 diesen Abend zu schicken, damit man ihn noch
 einmal untersuchen könnte, ehe man ihn ins
 reine schrieb: allein es geschah nicht. Am
 folgenden Morgen schickte ihn endlich der
 Canzler, aber zur größten Verwunderung sahe
 der Gesandte, daß nach demselben, die frem-
 den

Nationen, die bisher noch kein Etablissement
 bey der Pforte haben, nicht gehalten seyn
 sollten, unter französischem Schutz dahin zu
 kommen, so wie er es verlangt hatte. Nun
 sahe der Gesandte, daß man ihn hintergan-
 gen hatte. Er gerieth in Zorn, und schick-
 te sogleich seinen zweyten Dolmetscher zu dem
 Canzler, und ließ ihm sagen, wenn dieser Ar-
 tikel nicht so ausgedrückt würde, wie er ihn
 verstanden hätte, so würde er keine neue Ca-
 pitulation annehmen. Sein erster Dolmet-
 scher rieth ihm zwar, er sollte den Schritt,
 den er thäte, wohl überlegen; er sollte sich
 hüten, den Türken freye Hand zu lassen, und
 sollte die Sache nicht so hitzig wegen eines ein-
 zigen Artickels von geringer Erheblichkeit ab-
 brechen: allein der Gesandte setzte sich dar-
 über hinaus, und ließ dem Canzler das Com-
 pliment machen, wie ich es angeführt habe.
 Die ganze Antwort, die er bekam, war: daß
 er es dem Großvezier berichten wollte.

Der Gesandte gieng darauf selbst zum
 Canzler, und dieser sagte ihm gerade heraus:
 Frankreich könne von der Pforte nichts ver-
 langen, welches nicht mehr in ihrer Gewalt
 wäre; denn der Großherr hätte bereits den
 Engländern, Holländern, Genuesern und Ve-
 n. n. Persien. I. Th. R netia-



netianern versprochen, daß alle Fremde, die unter ihrer Flagge in die Túrkey kommen würden, eben so wie sie, angesehen werden sollten; eben dieses habe man dem Kayser, in Absicht auf die Hansestädte, den Oesterreichischen Unterthanen und den Italiánern, zugestanden. Se. Hoheit könne, ohne ihr Wort zu brechen, den Franzosen ihr Verlangen, daß nemlich keine Fremde, als nur unter ihrem Schutz in die Túrkey kommen sollten, unmöglich erfüllen. Der Canzler fügte noch hinzu: da dieses eine bekannte und ausgemachte Sache wäre, so báte er ihn, nicht weiter auf diesen Punkt zu dringen. Der Gesandte begnügte sich nicht damit, sondern bestand darauf, daß er die Capitulation nicht erneuern würde, wenn man ihm nicht diesen Punkt, so wie er ihn verlangt hätte, zugestünde. Der Canzler versprach die Sache dem Großvezier zu berichten; allein der Gesandte bat, wenn es seine Bequemlichkeit erlaubte, sogleich zu ihm zu gehen; er wolle hier warten, bis er wieder zurück käme. Der Canzler that es, und brachte von dem Großvezier folgende Antwort zurück: „Da der Gesandte vor einem Monath sein Wort gegeben hätte, daß, wenn man dem Könige von Frankreich eine Verringerung der Zollabgaben, und

und die freye Handlung über das rothe Meer gestatten würde, Se. Majestät sich übrigens sehr billig wollte finden lassen; man ihm auch solche zwey Punkte, und überdies noch einige andere Vortheile zugestanden hätte; man nunmehr aber sähe, daß er sein Wort nicht halte: so werde ihm hiemit deutlich erklärt, daß auch die Pforte das ihrige wieder zurück nehme, und ihm von allen Forderungen nichts zugestehe. Diese Antwort war ein Donner Schlag für den Gesandten. Er, und alle, die bey ihm waren, stunden ganz erstarrt da, ohne ein Wort reden zu können. Nun wollte man die Unterhandlungen von neuem anfangen, aber es war nicht möglich, obgleich der Gesandte erklärte, daß er von den streitigen Punkten abstehen wollte. Der Canzler erklärte ihm gerade heraus, daß er sich in nichts einlassen könnte. Der Gesandte erwiederte, daß er einen Brief von dem französischen Staatsminister habe, den er dem Großvezier eigenhändig zustellen, und alsdenn seinen Abschied nehmen wollte. Der Canzler antwortete, was den Abschied anbelangte, so wäre nichts leichter als dies, was aber das Schreiben des Staatsministers anbelangte, so habe der Großvezier kein grosses Verlangen, es zu sehen.



Der Gesandte kam in sein Quartier zurück, mit einem Verdruss, den man sich leicht einbilden kan. Er sagte zu den Personen seines Gefolgs: Die Englische und Holländische Nation, hätten sich es jede vierzig tausend Thaler kosten lassen, um die Capitulation, die sie mit der Pforte hätten, zu erneuern; man müsse den Ministern des Divans eben so viel geben, um die Capitulation der französischen Nation zu erneuern. Die Dolmetscher bekamen Befehl, mit den Ministern des Divans zu handeln, aber sie richteten nichts aus. Man kan zwar bey der Pforte vieles durch Geld ausrichten, aber doch auch nicht alles. Die beyden Ordensgeistliche, die als Commissairs wegen der heiligen Dertter in Palästina, mit uns zu Adrianopel waren, boten dem Großvezier hundert tausend Thaler an, um sie wieder in den Besitz derselben zu sehen; man wollte noch eben so viel zu andern Geschenken anwenden; aber diesmal ließ sich weder der Großvezier, noch der Divan bestechen. Im Vorbeygehen merke ich an, daß man sich über dieses grosse Anerbieten der Ordensgeistlichen nicht verwundern darf. Sie haben selbst versichert, daß die Spanier eine solche andächtige Ehrfurcht für die heiligen Dertter hätten, daß sie allein die Summe würden hergegeben haben,

haben, wenn sie sie wieder in ihre Gewalt hätten bekommen können. Sie haben mich ferner versichert, daß der Aufwand, den diese Orte erforderten, sich jährlich auf hundert tausend Livres erstrecke, wovon das dritte Theil auf die Geschenke, die man den Türken machen müste, verwendet würde.

Der dritte Juny war zur Abreise des Großherrn nach Pohlen festgesetzt. An diesem Tage begab sich der Gesandte in aller Frühe in das Quartier des Großveziers, in der Absicht, ihn gewisser massen in eine Nothwendigkeit zu setzen, ihm Audienz zu geben, die er ihm seit seiner Ankunft versagt hatte, und zugleich das Schreiben des französischen Staatsministers zu übergeben; allein der Großvezier war nicht im Lager. Der Gesandte begab sich also in das Quartier des Canzlers, um die Zurückkunft des Großveziers abzuwarten. Hier mußte er sieben Stunden bald in diesem, bald in jenem Zelte warten; denn das Lager brach auf. Nachmittag kam die Nachricht, der Großvezier wäre in der Stadt. Der Canzler gieng zu ihm, und sagte ihm, der französische Gesandte warte im Lager auf ihn, um seine letzte Willensmeinung zu vernehmen. Der Großvezier lies ihm sagen, er sollte sich keine

R 3

Mühe



Mühe geben, auf ihn zu warten, weil er Abschied von seiner Familie nehmen, und vor Nachts nicht wieder in das Lager kommen würde; er sollte nur einen von seinen Dolmetschern da lassen, dem wollte er die Antwort sagen. Diese bestund kürzlich darinnen: er wolle dem Großherrs und dem Divan sein Verlangen vorlegen, aber Jeko könne es wegen des Marsches der Armee nicht geschehen; es solle nur einstweilen nach Constantinopel zurückkehren, und die Antwort des Großherrn daselbst erwarten.

So endigte sich die Reise des Gesandten. Die Türken schreiben den Franzosen die Ursache dieses Bruchs zu. Sie sagten, daß sie die Verringerung der Zollabgaben nicht als ein Recht hätten fordern können; denn einige Nationen bezahlten weniger, z. B. die Engländer, Holländer und Genueser; andere bezahlten mehr, z. B. die Deutschen und Venetianer; die Pforte habe vollkommene Freyheit, einer Nation mehr oder weniger Vortheile zuzugestehen, u. s. w. Es blieb uns also nun nichts anders übrig, als wieder nach Constantinopel zurück zu gehen.

Aus dem Fortgang dieser Unterhandlung kan man das Genie und die Denkungsart der beyden

beiden Großvezire, Vater und Sohn, die sie führten, leichtlich erkennen. Der ältere war Euperty Mahomed Pacha. Die Intriquen der Weiber und Verschnittenen, die in der Minderjährigkeit Mahomed des vierdten, das türkische Reich regierten, hatten ihn zum Großvezir gemacht. Er dachte an nichts weniger, als an diese hohe Würde, da sie ihm angetragen wurde; aber sobald er damit bekleidet war, so wandte er seine Aufmerksamkeit auf die vielen Veränderungen, die mit seinen Vorgängern vorgegangen waren. Es war nicht leicht ein Monath vergangen, daß nicht ein Großvezir mit dem Leben bezahlen mußte. Euperty hatte diese Veränderung in der Ferne angesehen, und nunmehr glaubte er, daß zur Erhaltung seines Lebens und seiner Ehre kein wirksameres Mittel wäre, als seine Rivalen und Nebenbuhler durch einen gewaltsamen Tod aus dem Wege zu schaffen. Ein anderes Mittel, das er hierzu brauchte, war, einen Krieg nach dem andern anzufangen, den Großherrn von Constantinopel entfernt zu halten, und selbst immer an der Spitze der Armee zu seyn. Er machte den Anfang mit dem Serail, und ließ verschiedene Verschnittene stranguliren. Nachdem er sich in kurzer Zeit bey seinem jungen Herrn vermessen in Credit ge-



fezt hatte, daß er ihm alles glaubte, und sich seiner
 Neigungen gänzlich bemeistert hatte; so über-
 redete er ihn, wenn er sich zum unumschränk-
 ten Herrn des ottomannischen Reichs machen,
 und nicht beständig den gefährlichsten Aufrüh-
 ren ausgesetzt seyn, und für solchen Behand-
 lungen gesichert seyn wollte, dergleichen die
 Miliz an seinem Vater ausgeübet hätte: so
 müsse er Constantinopel verlassen, denn daselbst
 wäre das Volk zu Meutereyen geneigt, und die
 Janitscharen spielten den Meister; ferner
 müsse er alle diejenigen wegschaffen, die sich
 unterstanden hätten, seinen Vater vom Thron
 zu stürzen, und ihre Hände mit seinem Blute
 zu besudeln. Nach diesem Project ließ Eu-
 perly zuerst den Delly Ussin Pacha, der der
 tapferste Krieger im Reich war, stranguliren.
 Er führte hierauf den Hof nach Adrianopel,
 und fieng den Krieg in Siebenbürgen an;
 denn Candia war damals noch für das zarte
 Alter des Sultans zu weit entfernt, als daß
 er daselbst an der Spitze der Armee erscheinen
 könnte. Der Krieg in Siebenbürgen dauerte
 kurze Zeit, war aber für den Großvezier rühm-
 lich, obgleich der Kern der besten ottomanni-
 schen Truppen für Waradein, welches er
 wegnahm, blieb. Siegreich kehrte er nach
 Adrianopel zurück, und ob er gleich mit dem
 Kayser

Kayser Friede gemacht hatte, so dachte er doch schon wieder an einen neuen Krieg in Ungarn. Ehe er aber dieses Vorhaben ins Werk richten konnte; so überreilte ihn der Tod. Doch hatte er das Vergnügen, daß er seinen Sohn selbst zu seinem Nachfolger ernannte. Es war dieses Achmed Pacha, welcher Großvezier wurde, ehe er noch das Alter von dreysig Jahren erreicht hatte, welches in der ottomannischen Historie ein ausserordentlicher Fall ist.

Es ist nicht leicht ein Großvezier gewesen, der mehr Geschicklichkeit, das ottomannische Reich zu regieren, gehabt hat, als dieser Achmed Pacha. Er hatte eine grosse vollkommene Leibesstatur, grosse offene Augen, wohlgebildete Gesichtszüge, eine weisse, glatte Farbe; sein Betragen war bescheiden, ernsthaft, freundlich und einnehmend. Man hat unter den Türken nicht leicht einen höflicheren Menschen gesehen. Sein Grimm war viel sanfter, und bey weitem nicht so blutdürstig, als seines Vaters. Er war kein Tyrann, und hatte die Unterdrückungen bis auf den Tod. In allen seinen Handlungen leuchtete Gerechtigkeit und Billigkeit hervor. Er liess sich niemals durch sein eigenes Interesse verleiten; es mag nun seyn, daß er an den zeitlichen



lichen Gütern wenig Geschmack fand, oder daß sein großes Vermögen ohnedies seinen Bedürfnissen angemessen war, so sahe man ihn niemals, gleich andern Türken, darnach trachten. Zu seinem besondern Ruhm gereicht, daß alle diejenigen, die durch Geschenke bey ihm ihre Absicht zu erreichen suchten, gerade nichts ausgerichtet haben. Man erhielt deswegen weder Gnadensbezeugungen, noch ein Amt, wenn man mit Geschenken in der Hand darum anhielt. Sein Geist war weitsehend, durchdringend, zurückhaltend; sein Urtheil richtig und treffend. Er redete wenig und bescheiden, aber mit einer solchen Beurtheilungskraft, die man sich nicht vorstellen kann. Der Anfang seiner Regierung war dem ottomannischen Reich rühmlich und vortheilhaft, und die Folge war es noch mehr. Dieser große Mann sahe die Manier seines Vaters in der Regierung des türkischen Reichs, und suchte demselben so nahe zu folgen, als er konnte. Er führte den Krieg gegen den Kayser, den sein Vater entworfen hatte, aus. Er ruckte mit einer Armee von sechzig tausend Mann vor Ofen, nahm 1663. Neuheusel weg, nöthigte die Kayserlichen die Belagerung von Canizza aufzuheben, und nahm das folgende Jahr Serin weg. Um seine Progressen
noch



noch weiter zu treiben, ließ er eine Brücke über den Fluß Raab schlagen. Zwölf tausend Türken waren schon darüber gegangen, und die ganze türkische Armee sollte nachfolgen, wurde aber durch die Kaiserliche Armee daran verhindert, welche, nachdem sie von einigen Fürsten des Reichs, und insonderheit von den Franzosen war verstärkt worden, die zwölf tausend Türken in Stücke hieben, den Rest in die Flucht schlugen, und das berühmte Treffen bey St. Gotthard gewann. Den Verlust dieses Treffens ersetzte er durch einen vortheilhaften Frieden. Da er merkte, daß der Großherr Lust hatte, wieder nach Constantinopel zurück zu gehen, so begleitete er ihn dahin. Er blieb daselbst bis auf das Jahr 1666. wo er zu Endigung der Belagerung von Candia dahin gieng, womit er drey Jahre zubrachte. Zwey Jahre hernach 1671. fieng er den Krieg mit Pohlen an, und beobachtete immer die grosse Maxime seines Vaters: ein Grosvezier muß immer an der Spitze einer Armee seyn.

Wir kamen den 15ten Junii wieder zu Constantinopel an. Zwey Tage hernach gieng der Gesandte mit Anbruch des Tages zu dem Caïmacan, und verlangte von ihm einen
Paß



Paß für ein königliches Schiff. Der Caimacan antwortete, daß er von dem Großvezier noch keinen Befehl dazu habe, und ohne diesen könne er nichts thun. Der Gesandte war sehr betreten darüber, und erzählte dem Caimacan, wie hart der Großvezier mit ihm umgieng. Dieser schien an dem ungerechten Bezeigen, welches man ihm erwies, Theil zu nehmen, und wurde mit dem Gesandten einig, daß ein jeder einen Boten mit Briefen an den Großvezier schicken sollte. Der Caimacan schrieb alles, was ihm der Gesandte gesagt hatte. Der Gesandte beschwerte sich beym Großvezier, daß er sein Wort nicht gehalten hätte. Er beschwor ihn, seine Geduld, die ohne dies am Ende wäre, nicht weiter zu treiben, und ihm die letzte Entschliessung der Pforte zu erklären, zugleich auch den Abschied für das königliche Schiff zu geben. Die beyden abgeschickten Boten giengen jeder besonders. Derjenige, den der Caimacan abgeschickt hatte, kam den 18. Juny, und derjenige des Gesandten, am folgenden Tage an. Der erste traf den Hof bey Silistria an, und kam am 9ten July wieder zurück. So bald er angekommen war, ließ der Caimacan den ersten Dolmetscher des Gesandten rufen, und sagte, der Großvezier habe seinem Boten keine Antwort gege-



gegeben, sondern ihm nur mündlich sagen lassen, er wolle ihm seinen Willen auf andere Art zu wissen thun. Der andere Bote war am 20. July, an welchem Tage ich abreisete, noch nicht wieder zurück gekommen.

Zu Ende des Monaths Juny hatte der Gesandte für den Directeur der levantischen Compagnie, und für mich zwey Pässe verlangt; zugleich die Erlaubnis, Wein kommen zu lassen, und die Sophienkirche zu sehen. Alles dieses wurde ihm so lang abgeschlagen, bis man die Willensmeinung des Großveziers darüber wüßte. Der Caimacan erklärte ihm dabey, daß es ihm leid wäre, solche Kleinigkeiten abzuschlagen; aber in der Lage, worinnen die Umstände zwischen dem Großvezier und dem Gesandten wären, würde es ein Verbrechen von ihm seyn, wenn er dem Gesandten einen Paß geben wollte. Sobald er die Erlaubnis dazu haben würde, so wollte er ihm seine gute Gesinnung gegen die französische Nation zu erkennen geben. Diese abschlägige Antwort verursachte mir viel Unruhe, weil dadurch das Gerücht, das sich seit einiger Zeit ausgebreitet hatte, der Großvezier wolle den Gesandten und alle Franzosen in Arrest nehmen lassen, bestätiget zu werden schien. Ich hatte



hatte ein ansehnliches Vermögen bey mir, eine Ladung von zwey Pferden, wie ich oben bemerkt habe. Das Gepäck meines Reisegefährten und mein eigenes erforderte noch vier Pferde. An eine heimliche Flucht war bey diesen Umständen gar nicht zu denken. Hierzu kamen noch drey andere Bedenlichkeiten, die meine Verlegenheit nicht wenig vermehrten. Die erste war: ich mochte einen Weg zu Land nach Persien nehmen, welchen ich wollte, so konnte ich unter drey Monathen nicht aus der Türkey kommen, und in dieser Zeit konnten Befehle genug an die äußersten Gränzorte des Reichs geschickt werden, die Franzosen anzuhalten, wenn man Gewalt gegen sie brauchen wollte. Die zweyte war: von allen den Kostbarkeiten, die ich bey mir hatte, hatte ich keinen Zoll bezahlt, und wenn ich deswegen entweder zu Constantinopel, oder an einem andern Ort des Reichs zur Verantwortung wäre gefordert worden, so hätte ich von dem französischen Gesandten nicht den geringsten Beystand zu hoffen gehabt. Die dritte endlich war die grausame Hitze der damaligen Jahreszeit, und daß vor dem Monath October keine Caravane nach Persien gieng.

In dieser Verlegenheit zeigte mir Gott, dessen Hülfe ich jederzeit in meinen größten Nöthen



Nöthen empfunden habe, einen Weg in der Nähe, um sicher von Constantinopel weg zu kommen. Der Großherr hatte zwanzig Meilen vom Tanais, wo dieser Fluß in den Palus Meotis fällt, eine Bestung, welche türkisch Azac, insgemein aber Azof heist; [heutiges Tages gehört sie bekanntlich den Russen.] Die Pforte schickte alle Jahre einen neuen Commandanten mit einer gewissen Anzahl Volk und Geld dahin. Diese nehmen insgemein ihren Weg zu Wasser, theils weil sie auf diese Art nicht mehr als dreyzehn hundert Meilen zurück zu legen haben, theils auch der Gefahr wegen, in welcher sie zu Lande waren, von den Tartarn, Cosacken und Moskoviten angegriffen zu werden. Die Saife, oder Kaife, (eine Art eines türkischen Schiffes,) auf welche sich der Commandant begiebt, wird von den Zollbedienten nicht durchsucht, wie sonst alle Schiffe auf dem schwarzen Meere. Alles was auf demselben ist, ist frey, und niemand, als der Commandant, braucht etwas davon zu wissen. Die Kaife landet zu Caffa, einer berühmten Stadt und Hafen in der Crimmischen Tartarey; von da gehen alle Jahre im Monath September und October Schiffe nach Mingrelien oder Colchis ab, und von da sind nur sieben bis acht Tagreisen

sen



fen bis an die persische Gränze. Es giebt keinen kürzern noch leichtern Weg von Constantinopel nach Persien zu kommen, als diesen; denn man kann diese ganze Reise in drey Wochen, bis auf einige sechzig Meilen, ganz zu Wasser machen: demohngeachtet wird dieser Weg wenig oder gar nicht gebraucht, und ich konnte zu Constantinopel keinen Menschen antreffen, der ihn gemacht hätte. Doch traf ich viele Personen an, die mir das, was ich davon gesagt habe, erzählt haben, nemlich daß sie in den Häfen von Mingrelien gewesen wären, wo sie jederzeit eine grosse Menge armenischer und georgischer Unterthanen von Persien angetroffen hätten, die ihnen sagten, daß sie nicht mehr als sechs oder sieben Tagereisen nach Hause hätten.

Die Gefahren, warum man diesen Weg nicht braucht, sind von doppelter Art. Erstlich ist das schwarze Meer den Stürmen sehr ausgesetzt, und viele Schiffe verunglücken auf demselben, so wohl weil die Kunst der Türken, die Schiffe zu regieren, nicht viel taugt, als auch aus Mangel guter Häfen, wo sie im Fall der Noth einlaufen könnten. Ferner, haben die Völker, die das Land zwischen dem schwarzen Meer und den Staaten von Persien



sien bewohnen, eine sehr böse Gemüthsart, es sind Leute ohne Religion und Policy. Ich würde gewiß nicht an den Weg durch Colchis, oder Mingrelien gedacht haben, so viele Reizung er auch für mich, so wohl in Ansehung meiner Neugierde, als auch der Leichtigkeit und Kürze wegen, gehabt hätte; wenn mir nicht die Reise durch die Turkey in meinen Umständen noch gefährlicher vorgekommen wäre. Was mich am meisten bestimmte, den Weg zu Wasser zu nehmen, war, daß mir das nach Hof bestimmte Schiff ein untrügliches Mittel zu seyn schien, ohne viele Mühe und Gefahr aus Constantinopel zu kommen; aber demohngeachtet zitterte ich, wenn ich an die vielen Schiffbrüche, die schon auf dem schwarzen Meere geschehen waren, und an die geringe Erfahrung dachte, die die Türken zur See hatten. Ich sahe die Gefahr, der ich mich aussetzte, ich wußte, wie viel ich dabey wagte, aber alles dieses machte doch weniger Eindruck auf mich, als wenn ich länger zu Constantinopel hätte bleiben, oder zu Lande nach Persien reisen sollen. Es ist wahr, die Gefahr, welcher ich mich auf dem schwarzen Meere aussetzte, war grösser, denn ich setzte da alles aufs Spiel: aber sie war ungewiß. Die Gefahr, die ich in der Turkey auszustehen

R. n. Persien. I. Th. § hatte,



hatte, war geringer; denn ich brauchte weder mein Leben, noch mein ganzes Vermögen zu wagen: aber ich konnte ihr nicht so leicht entgehen. Endlich, nachdem ich alles auf beyden Seiten wohl überlegt hatte; so faßte ich den festen Entschluß, zu Wasser zu reisen, und machte alle nöthige Anstalten dazu.

Einer von meinen Freunden, dem ich meinen Entschluß entdeckte, verschafte mir den Beystand eines griechischen Kaufmanns, der gerade damals, auf eben dem Schiffe, nach Mingrelien gehen wollte. Er war ein sehr ehrlicher Mann, und mein Freund vermochte viel bey ihm. Er empfahl mich ihm, und bat ihn zugleich, daß er mir nach allem Vermögen helfen sollte. Er that dieses mit solchem Nachdruck, daß er ihm mit dem Verlust seiner Freundschaft drohete, wenn er mir nicht, so viel in seinem Vermögen stünde, helfen würde. Der griechische Kaufmann versprach es mit der größten Bereitwilligkeit. Es waren bey ihm nicht leere Worte, sondern er hielt sein Versprechen mit der größten Redlichkeit. Der Erfolg war seinem Eifer gleich. Er miethete in dem Schiffe zwey Kammern für mich, ohne zu sagen, für wen sie wären. Er fieng an, meine Sachen nach und nach
am



am Bord zu bringen. Er gab mir den nöthigen Unterricht, wie ich mich auf dem Schiffe betragen sollte, damit wir hernach zu Caffa, wo wir hin mußten, wohl behandelt würden. Unter andern sagte er mir, daß ich für eine Empfehlung an den Officier, der das Volk nach Ajof führte, und für einen Paß vom Großherren sorgen sollte. Das erste machte mir nicht viel Sorge, aber in dem andern verzweifelte ich, weil es mir schon einmal war abgeschlagen worden.

Ich entdeckte meine Verlegenheit dem französischen Gesandten, und bat ihn zugleich inständig um Erlaubnis, daß ich von demjenigen Empfehlungsschreiben, das ich von dem Englischen Gesandten zu Paris an den Englischen Gesandten zu Constantinopel bekommen hatte, Gebrauch machen dürfte, damit ich durch seine Vermittelung als ein Engländer einen Paß bekommen möchte. Der Französische Gesandte machte anfänglich einige Schwierigkeiten dagegen, gab aber doch endlich seine Einwilligung dazu, nachdem ich ihm die Wichtigkeit meines Vorhabens vorstellte. Er ließ durch seinen Secretair an den Englischen Gesandten schreiben, und bat ihn inständig, sich meiner anzunehmen. Der Gesandte that es auch auf



die beste Art, und mit vieler Wärme, aber ohne Erfolg; der Caimacan war eben im Begriff, den Paß zu unterschreiben, da er heimlich gewarnt wurde, was er jezo thun wollte, wohl zu überlegen, denn der Paß, den man von ihm verlangte, wäre für einen Franzosen, den man für einen Engländer ausgeben wollte. Dies verdarb alles wieder; der Caimacan beschwerte sich über den Englischen Gesandten, daß er ihn auf eine solche Art hätte hintergehen wollen, und dieser beschuldigte den Französischen, daß er die Sache verrathen hätte.

Am neunzehnten July kam der griechische Kaufmann zu mir, und brachte mir die Nachricht, daß die Kaife, auf welcher wir abfahren sollten, an die Mündung des schwarzen Meeres gebracht wäre, und nur auf gutem Wind wartete, um abzufahren. Ich wollte den Augenblick an Bord gehen, aber meine Freunde hielten es nicht für gut, sondern rathen mir, ich sollte so lang warten, bis das Schiff abgefahren wäre, weil man mich sonst gar leicht erkennen könnte. Ich hielt mich also drey Tage lang bey dem Grafen Sinibaldi Fieschi, dem Residenten von Genua, in seinem Landhause an dem Canal auf, und
noch



noch vier Tage in einem griechischen Kloster am Ende des Canals, auf der Europäischen Seite, dem Hafen, wo unser Schiff auf guten Wind wartete, gegen über.

Der Bosphorus von Thracien ist ohnfreytlig eine der schönsten Gegenden in der Welt. Die Griechen haben dieser Meerenge, oder Canal, diesen Namen beygelegt, weil gleichsam ein Ochs hinüber schwimmen könnte. Er hat ohngefähr funfzehn Meilen in der Länge, und zwey in der Breite, an einem Ort mehr oder weniger, als am andern. An seinen Ufern sind Berge, die mit Lusthäusern, Wäldern und Gärten, besetzt sind; man hat die schönsten Aussichten, die mit angenehmen Wüsteneyen abwechseln, wodurch tausend kleine Beihe fließen. Wenn man zwey Meilen von Constantinopel nach der Stadt zu sieht, so hat man die angenehmste Aussicht, die zu finden ist. Die Spazierfarth auf dem Canal ist die angenehmste, die man haben kan. Bey schönem Wetter siehet man eine ungemein grosse Menge Barken auf demselben herum fahren. Der Resident von Genua hat mir etlichemal gesagt, daß er sich eines Tages das Vergnügen gemacht, und die Barken, die von Mittag



bis zu Untergang der Sonnen vor seiner Wohnung vorbegefahren wären, gezählt habe, und da habe er ihrer bey dreyzehnen hundert gezählt.

An diesem Canal liegen vier Castelle, die mit Canonen wohl versehen sind, allemal zwey gegen einander über; zwey liegen acht Meilen von dem schwarzen Meer, und die beyden andern nahe bey der Mündung. Die beyden letztern sind später angelegt, als die erstern, um die Cosaken, Pohlen und Moskoviter abzuhalten, daß sie nicht so gerade zu in den Canal einlaufen können, indem solche ehemals mit ihren Streifereyen bis vor Constantinopel gekommen waren. Man braucht sie auch zu Gefängnissen, theils für die Kriegsgefangene, theils für andere, die man um gewisser Absichten willen, aufbewahren will. Der Fanal, oder der Leuchthurm, der die Einfahrt in den Canal zeigt, ist einige Meilen aufferhalb desselben. Er dient den Schiffen des Nachts zu einem Leuchthurm, und zeigt ihnen, was sie für einen Weg nehmen sollen. Des Tags dient hierzu eine weisse marmorne Säule auf einem Felsen, der auf der nemlichen Seite, wo der Fanal ist, als eine kleine Insel aus dem Wasser hervorragt. Man behauptet, daß dieser Fels in der See eben dasjenige sey,



sey, was die Alten schwimmende Inseln, und insonderheit die Eyaanischen Inseln genennet haben, von denen die Dichter so viele Fabeln erzählt haben. Man nennt ihn auch die Pompejus-Säule, und behauptet, daß sie als ein Denkmal der Siege dieses Römers über den Mithridates aufgerichtet worden sey. Sie muß von einer bewundernswürdigen Festigkeit seyn, weil weder die Stürme, noch gewaltigen Windstöße, die unaufhörlich dagegen schlagen, sie in so vielen Jahrhunderten zum Wanken haben bringen können, und was das wunderbarste dabey ist, so hat das Fußgestell gegen ihre Höhe nicht das gehörige Verhältniß. Die Ursache, warum die Alten die Klippe, auf welcher die Säule des Pompejus steht, für eine schwimmende Insel gehalten haben, war diese, weil man ihre Spitzen bald zum Vorschein kommen, bald aber wieder verschwinden sah, nachdem sie nemlich bey stürmischem Wetter von dem Wasser bedeckt, und wenn das Meer wieder ruhig war, sich wieder sehen ließ. Diese Klippe ist von dem Leuchthurm bloß durch einen kleinen Arm des Meeres abgesondert, welcher bey gutem Wetter trocken ist. Wann man die Säule und ihr Fußgestell genau betrachtet, so sieht man ganz deutlich,



daß diese beyden Stücke nie für einander gemacht gewesen.

Am 17. July begab ich mich endlich am Bord, nachdem das Schiff bereits abgefahren war. Mehr als achtzig Fahrzeuge von verschiedener Größe stachen zu gleicher Zeit in die See; auf dem unsrigen waren über zweyhundert Personen, nemlich der Commandant von Hof und sein Gefolg, welches aus zwanzig Personen bestand; hundert Janitscharen, dreyßig Matrosen, und funfzig Reisende. Ich und mein Reisegefährte hatten drey Kammern in Besiz, zwey dienten uns zum Aufenthalt, und in der dritten hatten wir unser Gepäck; unsere Loue schlofen auf dem Verdeck. Diese Kammern sind sehr eng und unbequem. Es waren ihrer dreyßig auf unserm Schiff, ausser dem Zimmer des Capitains, welches sehr geräumig und sauber war, so daß zehn Personen sehr bequem darinnen hätten schlafen können. Was das unbequemste auf den türkischen Fahrzeugen ist, ist dieses, daß man sich mit allen Nothwendigkeiten selbst versehen muß, so gar mit Holz und Wasser: übrigens ist die Schiffarth ganz erträglich. Jeder hat die Freyheit, sich sein Essen zu kochen, so oft als es ihm beliebt.



liebt. Das, was die Küche vorstellen soll, ist vorn auf dem Verdeck. Wer kochen will, der bringt einen Dreyfuß, nebst Holz und Wasser dahin, und bereitet sich seine Mahlzeit, so gut als er kann. Ich habe hier manchmal sechzehnen bis achtzehnen Kessel zugleich auf dem Feuer stehen sehen.

Diese Fahrzeuge haben nur ein Verdeck, zweyen Masten nebst dem Boogspriet. Diese Masten können nicht mehr als zwey Segel halten, und ordentlicher Weise haben sie nur einen. Es sind weder an den Mastseilen, noch sonst Leitern, außer nur eine sehr kleine, die an dem grossen Mast angemacht ist, und von oben gerade herunter geht. Die Masten haben auch keinen Mastkorb, daher auch die Matrosen nicht auf die Masten steigen können, um die Segel entweder einzuziehen, oder fahren zu lassen; es ist auch dieses nicht nöthig, denn die Stangen sind jederzeit unten auf dem Verdeck. Wenn man den Wind fangen, oder die Segel spannen will, so zieht man nur die Stange, woran das Segel befestigt ist, in die Höhe. Die Segel an dem vordern Mast bindet man so oft an die Stangen, als man es nöthig findet; und wenn das Segel befestigt ist, so zieht man



die Stange vermittelst einer Rolle, die oben an dem Mast angemacht ist, in die Höhe. Man sieht hieraus, daß das Mast- und Segelwerk bey den türkischen Schiffen in einem sehr übeln Zustand ist.

Auf diesen Schiffen haben sie weder Pumpen, um das Wasser aus den Schiffen zu schaffen, noch Haspeln, um die Anker aufzuwinden. Anstatt der ersten bedient man sich bloßer Eimer, und das andere verrichtet man auf folgende Art. Am Vordertheil des Schiffs sind zwey kleine Rollen, um welche das Ankertau herumläuft; zwanzig bis dreysig Mann ergreifen dieses Seil, und ziehen mit aller Gewalt so lange daran, bis der Anker aus dem Grund gehoben ist. Wenn ein beladenes Schiff in einen Hafen einläuft, so befestigt man es an vier Anker, davon zwey vorne, die andern hinten sind. Dies ist alles, was ich von der Schiffkunst der Türken habe bemerken können.

Ihre Schifffarth ist also weder künstlich, noch sicher. Ihre geschicktesten Piloten, so wohl Türken, als Griechen, haben nichts als bloße Erfahrung, ohne alle Grundsätze und Regeln. Sie bedienen sich keiner Seecharten,
sie



ſie bemerken nicht, wie die Europäiſchen See-
fahrer, den Weg, den ſie nehmen, um alle
Tage zu wiſſen, ob, und wie viel ſie dem Ort,
wo ſie hin wollen, näher ſind. Sie ver-
ſtehen ſich nicht auf die Buſſole, und wiſſen
weiter nichts, als daß ſich die Magnetnadel
gegen Norden wendet. Wenn ſie eine Reiſe
zur See vorhaben, ſo warten ſie auf guten
Wind und gut Wetter, und wenn ſie ſolches
haben, ſo gehen ſie nicht ſogleich in die See,
ſondern warten noch acht bis zehn Stunden,
um zu ſehen, ob Wind und Wetter auch
beſtändig bleiben werde. Sie halten ſich ſo
viel möglich nahe am Land, und ſuchen es nie-
mals aus dem Geſicht zu verlieren. Wenn
ſie aber dieſes nicht können, und nothwendig
die hohe See ſuchen müſſen, ſo richten ſie ſich
nach dem Compaß. Sie wiſſen aus den
Nachrichten anderer, oder aus eigener Erfah-
rung, auf welcher Seite ſie Nord haben müſ-
ſen, wenn ſie an den Ort, wo ſie hin verlan-
gen, kommen wollen; dieſes iſt ihr einziger
Wegweiſer, und weiter wiſſen ſie nichts. Wenn
ſie weite Reiſen auf der hohen See machen
müſten, ſo würde bey entſtehendem Sturm
ſich keiner retten können. Wenn der Wind
ſtark wehet, ſo ſuchen ſie die hohe See, und
überlaſſen ſich den Wellen; iſt ihnen der Wind
entge-



entgegen, so suchen sie nicht demselben entgegen zu arbeiten, sondern sie drehen das Schiff um, und gehen lieber wieder zurück, wo sie hergekommen sind, als daß sie sich gegen eine stürmende See halten sollen. Werden sie an eine Küste geschlagen, so sind sie ganz und gar verlohren: denn sie scheitern augenblicklich, indem sie die Kunst, das Schiff zu regieren, bey zu legen, und dergl. nicht verstehen. Ich habe von alten Seelenten sagen hören, daß von funfzehnen hundert türkischen Fahrzeugen auf dem schwarzen Meere, jährlich gewiß hundert zu Grunde gehen. Der gefährlichste Platz ist die Einfuhr in den Canal.

Diese Einfuhr ist sehr eng, und es wehen daselbst beständig widrige Winde, die die Schiffe, wenn sie einlaufen wollen, wieder zurück treiben, und oft so heftig, daß sie die Schiffe an die Küsten verschlagen, welche größtentheils aus schroffen Felsen bestehen. Es sind hier so viele Galeeren und andere Schiffe gescheitert, daß man fast ihre Zahl nicht nennen kan. Es sind einmal an einem Tag siebenzehnen Galeeren, und nicht lange vorher sechs und dreyßig Saiken, alle an einem Tage hier verunglückt. Es geschah dieses am Gedächtnistage des heiligen Demetrius. Ich bemerke diesen



diesen Tag deswegen, weil er so wohl von den Türken, als auch den Griechen, für einen unglücklichen Tag auf der See gehalten wird. Daher ist es bey den Türken ein unverbrüchliches Gesetz, vor den St. Georgen- tag, der zu Ende des Aprills fällt, nicht in die See zu gehen, und nicht länger als bis auf den Tag des heiligen Demetrius, der in October fällt, daselbst zu bleiben. Es stammt diese Gewohnheit von den Griechen her. Diese hatten zu allen Zeiten gegen diese beyde Heilige eine besondere Ehrfurcht, und ihre Festtage deswegen zu den Bestimmungstagen der Schiffarth gemacht. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß vor und nach diesen Tagen die Schiffarth besonders gefährlich sey, und die Religion hat dieser Beobachtung mehr Stärke gegeben. So bemerkten auch die Portugiesen die Zeit der ostindischen Schiffarth, durch das Neujahr und die Charwoche; am ersten gehen die Schiffe von Goa nach Lissabon ab, und am andern von Lissabon nach Goa. Zum Beweis der vielen Schiffbrüche, die in diesen Gegenden geschehen sind, dient auch dieses, daß die Dörfer, die in der dortigen Gegend liegen, größtentheils von den Trümmern der gescheiterten Schiffe erbauet sind: die Einwohner haben fast sonst kein anderes Bauholz.



holz. Man sagt auch, daß die barbarischen Einwohner dieser Gegenden bey entstandenem Sturm des Nachts an den gefährlichsten Klippen Leuchtfeuer anzünden, um durch dieses betrügerische Mittel die Schiffe an solche gefährliche Orte zu locken, wo sie scheitern müssen, um sich hernach des Strandguts zu bemächtigen. Es ist auffer allem Zweifel, daß die häufigen Stürme, die von Zeit zu Zeit auf dem schwarzen Meer entstehen, die kurzen und abgebrochene, und deswegen gewaltsame Wellen, das enge Bett desselben, und die gefährlichen Küsten, die Hauptursache von den vielen verunglückten Schiffen sind; aber man kan doch auch nicht leugnen, wenn die Türken bessere Piloten und Matrosen hätten, so würde die Hälfte von den Schiffen, die zu Grunde gehen, gerettet werden können. Das verdrieslichste für diejenigen, die auf diesem Meere herumsegeln, ist, daß dasselbige wenig gute Häfen hat, und daß die meisten Rheden offen sind. Allein, wenn sie auch noch so gute Häfen hätten, so würden sie doch solchen Steuermännern ohne Nutzen seyn, welche bey einem Sturm die Kunst nicht verstehen, sich dahin zu begeben. Jede andere Nation, würde, um sich der Schiffarth auf diesem Meere zu versichern, darauf bedacht seyn, sich gute Steuermänner zu ziehen, die Hä-

f. a

fen auszubessern, und Magazine daselbst anzulegen. Die Genueser mußten sich im dreizehnten Jahrhundert bey dem Verfall des griechischen Kayserthums, das schwarze Meer besser zu nutz zu machen. Man findet an den Seeküsten noch hier und da Ueberbleibsel von ihren Werken.

Nach einer Fahrt von acht Tagen kamen wir zu Caffa an. Wir hatten beständig gut Wetter gehabt. Schon am fünften Tage sahen wir die Spitze von der Halbinsel, die man ehemals Chersonesus taurica, heut zu Tag die Crimmische Tartarey, oder abgekürzt, die Crimm zu nennen pflegt. Die erste Benennung hat sie davon erhalten, weil sie ursprünglich von Scythen von dem Berge Taurus bewohnt wurde; die andere ist aus der ersten Benennung der Halbinsel Cimmerien, zusammen gezogen. Man nennt sie auch die Precoponsische Tartarey, und versteht darunter diejenigen Tartarn, die in Städten wohnen, zum Unterschied der Nogayischen, die in Horden herum ziehen. Man nennt sie ferner auch die kleine Tartarey, um sie von den Asiatischen Tartarn, die über die mäotische See hinaus an dem östlichen Ufer des Caspischen Meeres bis nach China hin wohnen, zu unterscheiden.



terscheiden. Uebrigens merken wir noch an, daß man eigentlich Tarn, und nicht Tartarn sagen sollte.

Was die Halbinsel selbst anlangt, so erstreckt sie sich von Morgen gegen Abend, und begreift im Umfang ohngefähr zwey hundert und funfzig französische Meilen, nemlich fünf und dreyßig von Mittag gegen Mitternacht, und fünf und funfzig von Morgen gegen Abend. Einige Erdbeschreiber machen sie grösser, und setzen sie noch über Morea. Die Erdenge, wodurch sie mit dem festen Lande zusammenhängt, ist nicht mehr als eine Meile breit. Die Ufern an den Küsten dieser Halbinsel, (wenn man darnach, was man bis nach Caffa zu sehen bekommt, urtheilen soll,) sind sehr hoch und mit Bergen eingeschlossen, die mit Wäldern und Dörfern besetzt sind. Nach der Ausrechnung der Piloten sind von Constantinopel bis nach Caffa über das schwarze Meer siebenhundert und funfzig Meilen. Ich weiß nicht, wie sie rechnen, noch wie man ihre Rechnung damit zusammen räumen kann, daß diese Saiken diese Reise in zweymal vier und zwanzig Stunden verrichten. Nach meiner Rechnung sind es höchstens nicht mehr als zweyhundert Meilen. Da unser Schiff vor
Caffa



Cassa den Anker auswarf, so löseten wir zwey Canonen, und die sämtliche türkische Mannschaft machte auf Befehl des Commandanten von Ujof ein Feuer mit den Musketen. Der Pacha hatte aus Cassa etliche Officiers an Bord geschickt, um den Commandanten zu complimentiren, und mit diesem gieng er in die Stadt. Der Hafen und die Stadt sind frey, man kan hinein kommen, ohne erst Erlaubniß zu haben. Man durchsucht nicht einmal die Fahrzeuge. Wenn ein Schiff die Anker ausgeworfen hat, so kommen verschiedene Barken, die diejenige, welche an das Land wollen, dahin bringen.

Cassa ist eine grosse Stadt, und liegt unten an einem Hügel, nahe am Ufer des Meers. Sie ist länger als breit. Ihre Länge erstreckt sich von Mittag gegen Mitternacht. Die Stadt hat sehr starke Mauern. An den beyden Enden sind zwey Schanzen, die sich bis in die See hinein erstrecken. Wenn man daher die Stadt von der Seeseite ansieht, so scheint es, als wäre sie in einem halben Mond gebaut. Die Schanze auf der Mittagseite liegt auf einer Anhöhe, von welcher man die ganze Gegend bestreichen kan. Sie ist sehr gross, und der Pacha hat ordentlich

R. n. Persien, I. Th. M seine



feine Wohnung in derselben. Die andere ist
 kleiner, aber sie ist mit einer guten Artillerie
 versehen. Hier ist das Meer nahe bey. Die
 beyden Schanzen sind, so wie die Stadt, mit
 einer doppelten Mauer versehen. Man rech-
 net in Caffa vier tausend Häuser, wovon
 drey tausend zwey hundert von Mahomedan-
 nern, und acht hundert von griechischen und
 armenischen Christen bewohnt werden. Die
 Armenier sind hier in grösserer Anzahl als die
 Griechen. Die Häuser sind klein, und alle
 von Erde gebaut. Die Bazars, oder Märkte,
 die öffentlichen Plätze, die Moskeen und die
 Bäder, sind wohl gebaut. Man trifft in
 der ganzen Stadt nicht ein einziges steinernes
 Gebäude an, ausgenommen acht alte Kirchen,
 die von den Genuesern erbauet, aber gegen-
 wärtig sehr verfallen sind. Ob man gleich
 den eigentlichen Ursprung der Stadt Caffa
 nicht angeben kan; so weiß man doch so viel,
 daß sie sehr alt ist. Strabo redet schon von
 ihr, als einer alten berühmten Stadt, und
 sagt, sie wäre schon zur Zeit der Republik A-
 then eine mächtige Stadt gewesen. In den
 Kriegen, welche die Römer mit dem Könige
 Mithridates geführt haben, wird ihrer eben-
 falls schon Meldung gethan. Sie ergriff da-
 mals die Parthey des Königs, und wurde entweder
 durch

durch den Krieg, oder durch einen andern unglücklichen Zufall zerstöret. Man findet darauf einige Zeitlang keine Nachricht weiter von ihr. Im fünften Jahrhundert baueten sie die Griechen wieder von neuem auf, und nannten sie Theodosia, nach dem Namen des damals regierenden Kayfers Theodosius; sie befestigten sie und machten sie zu einer starken Vormauer des Reichs gegen die Cosacken und Tartaren, die man damals Hunnen nennte. Aber die Tartarn liessen nicht nach, als bis sie sich derselben endlich bemestert hatten, und bemächtigten sich hierauf der ganzen Halbinsel. Damals veränderte man auch ihren Namen, und nennte sie nicht mehr Theodosia, sondern Caffa, von dem arabischen Wort Caffer, welches in der Sprache der Mahomedaner einen Ungläubigen bezeichnete. Die Tartarn gaben ihr diesen Namen, weil sie eine Vormauer der Christen, die sie Caffern, oder Ungläubige nennen, gewesen war. Dieses geschah im zwölften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Kriegs, bey der Abnahme des orientalischen Kayserthums. Da die Genueser, die damals zur See sehr mächtig waren, die Schwäche des griechischen Kayserthums merkten, daß es sich weder gegen die Türken, noch gegen die Tartarn vertheidigen könnte; so

M 2

glaub-



glaubten sie, wenn sie diesem Kayserthum gegen die Einfälle dieser Völker beystehen würden, so könnten sie einen Theil der Eroberungen, welche diese Völker am schwarzen Meere gemacht hatten, an sich reißen. Sie waren auch glücklich hierinnen; denn, da sie damals sehr zahlreiche und mächtige Flotten auf der See hatten, so nahmen sie an den Küsten des schwarzen Meeres, so wohl auf der asiatischen, als europäischen Seite, einen Ort nach dem andern weg; und insonderheit eroberten sie im Jahr 1266. unter der Regierung des Kayfers Michael Paläologus, die Stadt Caffa. Sie blieben über zwey hundert Jahre im Besit, allein da die Ottomannen in der folgenden Zeit ihre Macht sowohl in Europa, als Asia so sehr ausbreiteten, daß ihnen nichts Widerstand thun konnte, und selbst Constantinopel von ihnen erobert wurde; so verlohren die Genueser wieder alles, was sie an den Küsten des schwarzen Meeres besessen hatten. Caffa wurde von dem Sultan, Mahomed dem zweyten, im Jahr 1474. weggenommen.

Das Erdreich um Caffa herum ist trocken und sandig, doch ist das Land ausser den Hügeln und hohen Bergen fruchtbar. Wälder sind wenig darinnen. Die Prospecte, welche
die



Die abwechselnden Ebenen, Hügel und Thäler machen, sind für das Auge sehr angenehm. Kleine Flüsse sind in Menge da, welche sehr gut, und durch den Riß gereinigtes Wasser haben. Obst und Früchte giebt es genug; allein die Einwohner wissen keinen Gebrauch davon zu machen. Der im Lande wachsende Wein ist gut und gesund. Schnepfen, Rebhühner und anderes Federwildpret ist in Ueberfluß anzutreffen. Das Wasser aber ist nicht gut, doch ist die Luft gesund. Es sind wenig Gärten um die Stadt Caffa herum, und in denen, welche da sind, wachsen wenig Früchte: sie werden aber aus den benachbarten Städten in grossem Ueberfluß zugeführt. Was die übrigen Lebensmittel anbelangt, so weiß ich keine Stadt in der Welt, wo sie besser und wohlfeiler sind, als zu Caffa. Das Schöpfenfleisch ist daselbst von einem vortreflichen Geschmack, und das Pfund kostet nicht mehr als vier Pfennige. Die übrigen Arten von Fleisch, Brod, Federvieh, Butter, u. d. g. sind noch wohlfeiler. Das Salz wird, so zu reden, weggeschenkt. Mit einem Wort, alles was man zur Leibes-Nahrung und Nothdurft braucht, kan man fast umsonst haben. Man hat daher diese Stadt ehemals mit Recht die Kornkammer von Griechenland genannt, so



wie man Messina in Sicilien die Kornkammer von Rom nannte, weil kein Ort zu Anlegung der Magazine bequemer war, als dieser. Frische Fische aber sind hier sehr rar. Es werden um Caffa herum keine andere, als nur sehr kleine gefangen, und dies nur zu gewissen Jahreszeiten, im Herbst und im Frühling. Fast alle Türken und Tartarn, die sich hier aufhalten, tragen kleine tücherne Mützen, die mit Schafspelz gefüttert sind. Aber da diese Tracht in ganz Orient auch von den Christen getragen wird, so müssen diejenige, die zu Caffa wohnen, zum Unterschied an ihren Mützen ein kleines Stück Tuch herunter hängen lassen, so wie in Deutschland ehemals die Juden ein gewisses Kennzeichen an ihren Mänteln haben mußten.

Auf der Rhede von Caffa liegen die Schiffe vor allen Winden, ausgenommen dem Nord- und Südwestwind, sicher. Die Schiffe können sehr nahe am Ufer, gehen bis zwölf Faden tief, in einem leimigten und guten Ankergrund, anfern. Hier wird ein stärkerer Handel getrieben, als in irgend einer Stadt am schwarzen Meere. In den vierzig Tagen, da ich mich daselbst aufhielt, habe ich mehr als vier hundert Segel ankommen und abfahren sehen, ohne die

Die kleinen Schiffe, die längs der Küste ab- und zufahren, zu rechnen. Der stärkste Handel wird mit gesalznen Fischen und Caviar getrieben, welcher von da aus durch ganz Europa bis nach Indien verführet wird. So klein auch die mädtische See ist, so ist doch der Fischfang auf derselben unglaublich ergiebig. Die Einwohner geben folgende Ursache von der beynahe unendlichen Menge Fische an. Sie sagen: weil das Wasser in dieser See leimigt, dick und wenig gesalzen ist, weil der Don hinein fällt; so ziehen sich nicht nur die Fische aus dem Don und dem schwarzen Meere, sondern auch aus dem Hellespont und dem Archipel dahin; finden da gute Nahrung, und werden in kurzer Zeit fett. Mehr als hundert Personen haben mich versichert, daß man daselbst gewöhnlich Fische von vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Schuh lang fange, davon jeder seine acht bis neun Centner wiege, und drey bis vier Quintalen Caviar liefere. Der Fisch heißt Stör, aus dessen Roggen der Caviar zubereitet wird, den man, wegen des starken Handels, der damit getrieben wird, höher schätzt, als den Fisch selbst. Ich habe zwar keinen von diesen grossen Fischen, so lang ich zu Caffa war, lebendig gesehen, aber aus den Stücken, die ich gesehen habe, und aus dem starken Han-



del, der damit getrieben wird, urtheile ich, daß
 diejenige, die mir die Beschreibung davon ge-
 macht haben, die Wahrheit geredet haben.
 Dieser Fisch wird vom October bis in April
 auf folgende Art gefangen: man treibt sie an
 gewisse Orte, die mit Pfählen eingefaßt sind,
 zusammen, und schießt sie mit Pfeilen todt.
 Weil das Wasser, dieses Sees sehr leimigt ist,
 so ist es höchst wahrscheinlich, daß er von den
 Alten dieser Ursache wegen, der mōotische
 Sumpf, (palus mōotis) genennt worden ist;
 denn sonst würde man ihn weit schicklicher eine
 See (lacus) genennt haben, weil er schiffbar
 ist, keine Ebbe und Fluth hat, und unaufhör-
 lich mit grossen Flüssen und dem Meere Ge-
 meinschaft hat.

Ausser der Ausfuhr des Caviar wird der
 stärkste Handel zu Caffa mit Korn, Butter und
 Salz getrieben. Constantinopel und viele
 andere Orte werden damit versehen. Die But-
 ter von Caffa ist die beste in der ganzen Türkey.
 Die Venetianer haben oft um die Erlaubnis
 nachgesucht, Handlung an diesem Orte zu trei-
 ben, aber es ist ihnen jederzeit versagt worden.
 Im Jahr 1672. hat sich es der Ritter Qui-
 vini viel Geld kosten lassen; er erhielt auch
 endlich die Erlaubnis, aber sie wurde kurz her-
 nach

nach wieder aufgehoben. Die Sache verhielt sich also.

Alle Europäer haben in ihren Capitulationen den Punkt, daß sie keinen Zoll bezahlen, als nur an denen Orten, wo sie ihre Waaren ausladen. Vermöge dieses Artikels wollten die Venetianer zu Constantinopel von einigen Waaren in einem kleinen Schiffe, welches nach Caffa bestimmt war, keinen Zoll entrichten, ob ihn gleich der Zolleinnehmer verlangte. Der Ritter Quirini wirkte von dem Desterdar einen Befehl an den Zolleinnehmer aus, von allen dem, was auf dem Venetianischen nach Caffa bestimmten Schiffe wäre, keine Wissenschaft zu nehmen. Der Desterdar ist der Großschahmeister des Reichs. Alle Zölle stehen unter ihm. Nachdem der Zolleinnehmer diesen Befehl bekommen hatte; so schrieb er an den Großvezier, und berichtete ihm, daß der Handel der Venetianer auf dem schwarzen Meere dem Großherrn und der Pforte sehr nachtheilig, und der Schade ganz offenbar wäre: denn die Waaren, welche für das schwarze Meer bestimmt wären, und von Venedig kämen, müßten einen doppelten Zoll bezahlen, einmal wenn sie nach Constantinopel kämen, und sodann, wenn sie wieder abführen; eben



so verhielt es sich mit den Waaren, welche aus dem schwarzen Meere kämen, und die die Venetianer verführten; alles dieses würde dem Großherrn entgehen, wenn den Venetianern die Erlaubnis gegeben würde, unmittelbar nach Caffa zu handeln: denn vermöge ihrer Capitulation wären sie nicht schuldig, Zoll zu bezahlen, als nur an den Orten, wo sie ihre Waaren ausluden. Ueberdies, wenn man den Venetianern die freye Einfarth in das schwarze Meer gestatten wollte, so würde man dadurch den christlichen Mächten einen neuen Weg zeigen, sich mit den Feinden der Pforte, die an diesem Meere lägen, in eine Verbindung einzulassen. Endlich müsse man auch bedenken, daß diese Erlaubnis, wenn sie gestattet bleiben sollte, eine Menge Unterthanen des Großherrn in das Verderben stürzen werde; denn da die Schiffarth der Europäer weit sicherer wäre, als der Türken, so würden die Venetianer die einigen seyn, welche die Waaren auf dem schwarzen Meere ab- und zuführten, und jedermann würde seine Waaren durch sie verführen lassen. Der Großvezier begriff alles dieses, und befahl so gleich dem Commandanten von Constantinopel, das Venetianische Schiff nicht nach dem schwarzen Meere abfahren zu lassen.

Den



Den 30. August ließ mein griechischer Reisegefährte meine Waaren und mein übriges Gepäcke von dem Schiffe, welches mich nach Caffa gebracht hatte, auf ein anderes, welches nach Colchis bestimmt war, bringen. Er ließ dem Zolleinnehmer von Caffa sagen, daß zwey fränkische, d. i. europäische Papas auf dem Schiffe, welches nach Uzoß gieng, wären, um weiter nach Mingrelion zu reisen; sie hätten einige Kleinigkeiten bey sich, Bücher, und noch einige minderwichtige Sachen für ein Kloster; wenn er sie wollte durchsuchen lassen, so sollte er nur jemanden an das Schiff schicken. Die morgenländische Christen und die Türken nennen alle diejenige Papas, die in geistlichen Aemtern stehen, sie mögen nun verheurathet seyn, oder nicht. Für solche Geistliche gab mein griechischer Begleiter mich und meinen europäischen Reisegefährten aus.

Unser Grieche machte ihn glauben, daß wir zu den Italiänischen Missionarien nach Mingrelion wollten, und daß wir ihre Mitbrüder wären. Der Zolleinnehmer schickte sogleich jemanden an Bord, der unsre Sachen in Augenschein nehmen sollte, und unser Geleitsmann kam mit ihm. Ich eröffnete ihm zweyen Kästen. In dem einen waren Bücher, Brief-

Brief-



Briefschaften und mathematische Instrumente. Er durchsuchte solches, kam aber nicht bis auf den Boden. Er fieng an zu lachen, und fragte unsern Griechen, ob es auch der Mühe werth wäre, solche Kleinigkeiten nach Mingrelien zu bringen. Ich würde nicht fünf Sols davor geben, antwortete unser Grieche mit einer entschlossenen Dreustigkeit; ich habe es ja dem Zolleinnehmer gesagt, und ihr sehet, daß ich die Wahrheit geredet habe. Nun wande er sich zu mir, und sagte: „Ehrwürdiger Vater, gebet diesem Mann einen Aslani (Thaler) für seine Mühe, daß er Eure Sachen durchsucht hat, und macht Euch fertig, Euch auf das Schiff nach Mingrelien an Bord zu begeben.“ Ich griff in die Tasche, und zog mit vielen Umständen ein Vierzigsolstück heraus, so wie es diejenigen zu machen pflegen, die nicht viel darinnen haben, und denen vier oder fünf solcher Stücke schon ein grosser Schatz sind, und gab es dem Zollbedienten. Anfanglich wollte er es nicht annehmen, aber endlich bequeme er sich doch dazu, da wir ihm sagten, daß es nur wäre, um den Nachen zu bezahlen, auf welchem er angefahren wäre. Er nahm es, und gieng weg. Mein Grieche begleitete ihn, und hörte den Bericht, den er dem Zolleinnehmer machte, daß wir nichts hätten, als Bücher,



Bücher, Papiere, einige künepferne und hölzerne Dinge, die die Fracht nicht werth wären.

Nach Verlauf von zwei Stunden kam mein getreuer Grieche wieder. Er sagte uns, wenn wir uns für den Zoll gänzlich in Sicherheit setzen wollten, so müßten wir dem Schreiber des Schiffs eben so viel geben, als wir dem Zollbedienten gegeben hätten, weil dieser ein genaues Verzeichniß von allem demjenigen, was ausgeladen würde, verfertigte, und solches alle Abend dem Zolleinnehmer brachte, welches gleichsam eine Art von Gegenschreibern wäre. Ich war es zufrieden. Er rufte sogleich den Schreiber, und sagte ihm: „Du siehest, daß der Zollbediente nichts in den Kästen der fränkischen Packas gefunden hat. Ausser diesen haben sie noch einen Kasten voll Bücher, und noch fünf oder sechs mit Gemälden für ihre Kirchen. Sie haben sie nicht aufmachen können, weil die Luft die Gemälde verderben würde, und ausserdem sind sie auch wohl eingepackt. Ich bitte dich, nimm dieses Geldstück, und setze auf das Verzeichniß weiter nichts, als die zwey Kästen, die durchsucht sind, ohne von den übrigen etwas zu melden.“ Der Schreiber versprach es zu thun, und hielt es auch. Er ließ uns alles, was wir hatten, auf das andere Schiff

Schiff



Schiff bringen, und sagte, wir sollten nun in Gottes Namen hingehen. Wir brachten alle unsre Sachen auf zween Nachen, und ließen sie auf das Schiff, welches nach Mingrelien beladen wurde, bringen. Kein Mensch verlangte weiter etwas von uns. Die Zollbedienten, und die Leute auf den beyden Schiffen glaubten nun nicht anders, als daß wir Paps, und alles, was wir hätten, Sachen von keiner Erheblichkeit wären. Wenn man in der Türkey gut durchkommen will, so hat man gewisse Geschicklichkeiten nöthig, die man einen nicht lehren kann, und mit welchen man gut und leicht fortkommt. Man vermeidet dadurch die Avanien und tausend üble Behandlungen; man kommt bey den Zöllen gut weg, die im Grunde betrachtet, eben so hart nicht sind. Aber bey allem dem, muß man auch ein gewisses Glück haben, d. i. bey einer klugen und nach dem Genie der Türken eingerichteten Auf- führung müssen auch günstige Umstände seyn; sonst hilft alle Verschlagenheit nichts.

Den 25ten August gieng das Schiff, mit welchem ich nach Caffa gekommen war, nach Ajof ab. Drey Saiken von gleicher Grösse begleiteten solches. Der neue Commandant hatte vorher einen Courier dahin abgeschickt,
um



um zuhören, ob die Russen in den dortigen Gegenden ruhig wären, und ob keine Capen auf dem Meere herum kreuzten. Diesen Courier wollte er erst abwarten. Die Einwohner von Caffa rechnen vier hundert und funfzig Meilen zur See nach Azof. Zu Land ist es weniger, und man kan in zwölf bis dreyzehn Tagen bequem hin kommen. Der Canal zwischen dem schwarzen Meere und der macedonischen See ist fünf Meilen lang. Die Alten nennten ihn den Cimmerischen Bosphorus, heut zu Tage nennt man ihn die Meerenge bey Caffa, auch die Mündung vor St. Johann. Große Schiffe, die nach Azof gehen, bleiben zu Palestra liegen, welches noch ohngefähr vierzig französische Meilen von der Bestung, und ohngefähr zwanzig vom Don entfernt ist; denn weiter hinauf sind gefährliche Untiefen. Die Bestung Azof liegt funfzehn Meilen vom Fluß. Die Reise dahin ist so wohl für die Menschen, als auch für die Güter gefährlich; denn die Russen thun oft starke Einfälle, so wohl zu Wasser, als zu Land. Deswegen machen die Commandanten dieser Bestung von Zeit zu Zeit mit den benachbarten Völkern Friedens- und Freundschafts- Tractate, aber sie dauern gemeinlich nicht lang: denn es zeigt sich auf beyden Seiten beständig Gelegen-

heit,



heit, solche zu brechen. Die Türken haben ausser dieser Hauptvestung noch zwey andere kleine Schanzen an dem Ausfluß des Don. Vor der Mündung dieses Flusses haben sie auch eine grosse Kette gespannt, um die Moskoviten und Circassischen Tartarn dadurch abzuhalten, Streifereyen auf dieser See und in dem Meere zu begehen. Ehe diese Schanzen angerichtet, und die Kette quer über den Fluß gespannt worden war, so fuhren diese Völker mit ihren Fahrzeugen den Strom herab, und kreuzten an den Küsten herum. Auf diese Art aber wurde ihnen dieser Weg versperrt, daß sie wenigstens nicht mit grossen Barken Einfälle thun konnten. Manchmal zogen sie aber dennoch durch Hülfe der Nacht, mit vielem Volk, leichte Fahrzeuge über die Kette hinweg; aber es geschah dieses sehr selten: denn sie mussten wagen, durch die Canonen der beyden Schanzen in Grund geschossen zu werden. Sie hatten auch ehemals noch eine Schanze drey Meilen weit von der See, mit Namen Tana; gegenwärtig ist sie ruinirt. Die Länge dieses Flusses bis an die See ist achtzig Meilen, und die Mündung, wo er sich in die See ergießt, fünf und zwanzig, bis dreissig. Die Alten nannten ihn Oxrentes, die heutigen Bewohner aber, Moskoviten und Cosaaken,



ken, nennen ihn Don, oder Ton, oder Ten, nach der verschiedenen Aussprache des D und T, welche in den orientalischen Sprachen leicht mit einander verwechselt werden. So viel ist gewiß, daß der Name Ton, von dem sonst gewöhnlichen Namen Tanais herkommt.

Den 30. August stachen wir in die See, und segelten gegen einen Ort, Duslagu genannt, zu, welches so viel heist, als Salzwerke. Es sind dieses grosse Sümpfe von Salz, ohngefähr funfzig Meilen von Caffa. Wir kamen daselbst den folgenden Morgen frühe an, und das Schiffsvolk setzte sich so gleich in Bereitschaft, Salz zu holen. Es wird dieses niemanden verwehrt. Man versichert, daß jährlich zwey hundert Schiffe damit beladen werden, und daß ihrer noch einmal so viel damit befrachtet werden könnten, wenn man es nöthig hätte. Diese Salzgruben erhalten sich ohne Unkosten. Man läst Meerwasser in diese Sümpfe laufen, wovon der Boden hart und dicht ist; dieses setzt sich alsdenn an, und wird ein weisses Salz daraus, welches alle guten Eigenschaften, und unter andern auch diese hat, daß sich das Fleisch gut und saftig in demselben hält. Man bezahlt des Tags vierzig Sols
R. n. Persien. I. Th. R für



für einen Mann, um Salz zu holen, und bekümmert sich weiter um nichts. Eine Meile vom Ufer haben die Tartarn eine Wohnung, oder ein Dorf. Ich gieng mit einigen meiner Leute dahin, in der Absicht, Lebensmittel einzukaufen; ich sahe aber in dem ganzen Ort nicht mehr als zehen bis zwölf Häuser, mit einer kleinen Moskee; aber rings herum stunden sehr viele Zelte, so wohl runde, als viereckigte, die meistens zehen bis vierzehen Schuh im Durchmesser hatten, und überall wohl verwahrt waren; auch fand ich hier viele bedeckte und verschlossene Karren, die sie auch anstatt der Häuser brauchen. Die Zelter waren zum Theil sehr schön und reinlich. Es waren runde Stöcke kreuzweis übereinander gesteckt; auswärts waren sie mit groben grauen Filz bedeckt, und auch inwendig mit Filz, der aber feiner und von mancherley Farben war. Sie haben eine Thüre von eben dieser Materie, und in der Höhe eine kleine Oefnung, wodurch das Licht hineinfällt, und sich der Rauch hinaus zieht. An der Oefnung ist eine Klappe, gleichfalls von Filz, die man entweder ganz oder halb auf- und zumachen kann. Der Boden ist mit einer Matte bedeckt, und einige von diesen Zelten waren auch inwendig damit behängt. Eine jede

jede Haushaltung hat ein solches Zelt, und noch zwey andere darneben, davon das eine mit groben wollenen Tuch bedeckt ist, für das Vieh und die Pferde; das andere aber die Form hat wie das Hauptzelt, aber grösser und nicht so reinlich ist. In der Mitte von dem letztern ist ein rundes Loch, vier Schuh tief und zwey breit. Dieses ist ihre Küche; hier wohnen die Slaven; dies ist auch die Vorrathskammer von Lebensmitteln für die ganze Familie. In den benachbarten Ländern, ausgenommen denjenigen, die unter türkischer oder persischer Oberherrschaft stehen, wohnen die Leute in Hütten, die eben so geformt sind, als die Zelten der Tartarn, nur daß sie etwas grösser sind; denn sie haben funfzehn bis zwanzig Schuh im Diameter, ausserdem aber haben sie weder Fenster noch Schornsteine. Das Feuer wird in der Mitte angemacht; das Licht fällt durch die Thüren, und durch ein Loch von oben hinein, und eben hiedurch zieht sich auch der Rauch hinaus. Die Tartarn verwahren ihr Korn und Futter, wie alle morgenländische Landleute, in tiefen Gruben, die sie Ambar, das ist Magazin, nennen; diese decken sie oben so eben zu, daß man im geringsten nicht gewahr wird, daß die Erde aufgegraben gewesen ist; daher auch



niemand, als diejenigen, die sie gemacht haben, wissen kann, wo sie sind. Ich habe dergleichen Gruben angetroffen, die sich vom Vater bis auf die Söhne und Enkel erhalten haben, ohne daß die Feuchtigkeit jemals hinein getrunken wäre, oder daß das Korn, welches darinnen aufbewahret wurde, einen modernen Geruch angenommen hätte. Die Tartarn machen dergleichen Gruben entweder in ihren Hütten, oder auf dem freyen Felde, und sie machen, wie ich bereits angemerkt habe, die obere Fläche dieser Gruben dem andern Erdreich so ähnlich, daß man nicht die geringste Spur findet, wo sie die Erde aufgegraben haben. Wenn sie ihren Aufenthalt verändern wollen, so entschliessen sie sich hiezu in aller Geschwindigkeit, und setzen auch ihren Entschluß ohne viele Umstände und Mühe ins Werk. Ihre Hütten oder Zelter sind in einer halben Stunde abgeschlagen und auf Wagen geladen. Diese werden ordentlicher weise mit Ochsen und Pferden bespannt, deren sie eine grosse Menge halten. Ihre Religion ist die mahomedanische, aber mit vielen abergläubischen und lächerlichen Meinungen untermischt, besonders was die Wahrsagereyen anbelangt.

Den

Den zweyten September erhob sich ein so
 frischer widriger Wind, daß wir uns genöthigt
 sahen, nach Caffa zurück zu kehren, und in
 Zeit von zehn Stunden waren wir wieder
 da. Wir mußten hier fünf Tage lang lie-
 gen bleiben, und auf guten Wind warten.
 Endlich aber am 7ten um Mitternacht änderte
 sich der Wind, und wir bekamen gut Wetter.
 Wir fuhren sogleich ab, aber unsre Freude
 dauerte nicht lang: Denn gegen morgen be-
 kamen wir einen solchen fürchterlichen Sturm,
 daß wir besorgten, umzukommen. Was uns
 am meisten bedenklich dabey war, war dieses,
 daß unser Schiff ausserordentlich schwer bela-
 den war. Es stak nicht nur das ganze in-
 nere Schiff voll Waaren, sondern sie lagen
 auch oben auf dem Verdeck bey zwölf Schuh
 hoch über einander. Jedoch, Gott sey Dank,
 der Sturm hielt nicht lange an, und der
 Wind fieng an uns günstig zu werden. Die
 Ladung unsres Schiffs bestund in Salz, Fi-
 schen, Caviar, Del, Zwieback, Wolle, Eisen,
 Zinn, Kupfer, allerhand Kupfern und irrde-
 nen Geschirr; besonders Pferde-Geschirr, und
 allen Arten von Gewehr, Werkzeugen zum A-
 ckerbau, Tüchern und Zeugen von allen Far-
 ben, Manns- und Weibskleidern, Bettdecken,
 Tapeten, Leder, Stiefeln und Schuhen, und



überhaupt allerhand nothwendigen Bedürfnissen; überdies befanden sich darauf allerhand Krämerwaaren, Specerey, Gewürze, Materialien, Salben von allerhand Art. Man fand mit einem Wort auf unserm Schiffe alles, was eine kleine Stadt nöthig hatte. Die Equipage bestand aus hundert Personen.

Den achten Sept. des morgens, entdeckten wir die Küsten, die an dem sogenannten mootischen Sumpf hinlaufen. Weil sie sehr hoch sind, so konnten wir sie schon in einer Weite von dreysig Meilen entdecken. Die Türken nennen ihn das blaue Meer, so wohl, weil er sehr groß ist, als auch, weil sich sein Wasser nicht mit dem andern Meerwasser vermischt. Des Abends waren wir nahe bey dem Cap Curdos, welches bey dem Ptolomäus Corocondama genennt wird. Dieses Vorgebürg erstreckt sich sehr weit in das Meer hinein; das Land ist sehr hoch, und man kan es sehr weit sehen. Von Caffa bis hieher fuhren wir über die Mitte der See, von hier aus aber bis nach Mingrelien hielten wir uns nahe am Land.

Von Caffa bis an den Canal der mootischen See sind hundert und zwanzig französische

fische



fische Meilen; das Land dazwischen stund ehemals unter türkischer Bothmäßigkeit, wurde aber von Tartarn bewohnt. Es ist an sehr wenigen Orten bewohnt, und fast die ganze Küste ist wüst. Von dem Canal bis nach Mingrelieu sind sechs hundert Meilen, wenn man an der Küste hinfährt. Hier besteht die Küste aus sehr schönen Bergen, die mit Wäldern besetzt sind, und von Circassischen Tartarn bewohnt werden. Die Türken nennen diese Völker Tscherkes, oder Kerkes. Die Alten nannten sie insgemein Zagäer, und auch Bewohner der Berge. Diese letzte Benennung kommt von dem Namen Pengadagui her, womit einige morgenländische Erdbeschreiber dieses Volk benennen. Es heißt eigentlich, fünf Berge, und wird die gewisse Zahl anstatt der ungewissen gesetzt. Mela nennt sie Sargacier. Diese Völker sind der Pforte nicht unterworfen, zahlen auch keinen Tribut an sie. Die Luft ist schlecht, kalt und feucht. Es wächst auch kein Getreide, noch sonst etwas merkwürdiges da. Aus dieser Ursache sind die Einwohner von den Türken unangefochten geblieben, indem sie es nicht der Mühe werth achteten, das Land in Besitz zu nehmen. Die Schiffe, die von Constantinopel und Caffa nach Mingrelieu fahren,

N 4

legen



legen sich an dieser Küste an verschiedenen Orten für Anker. Sie halten sich gemeiniglich etliche Tage daselbst auf, und während der Zeit sieht man eine Menge dieser Völker halb nackend am Ufer. Sie kommen alsdann haufenweis von den Gebirgen herunter. Ihr Anblick gränzt nahe an die Gesichtsbildung der Räuber. Deswegen muß man sich auch sehr vor ihnen in Acht nehmen. Wenn man mit ihnen handelt, so muß man niemals die Waffen aus der Hand legen. Wenn einige von ihnen an Bord kommen, so muß man ihnen zuvor Geißeln zur Sicherheit geben; ingleichen, wenn von dem Schiffsvolk einige an das Land gehen, (welches aber wegen der bekannten Treulosigkeit der Einwohner selten geschieht,) so läßt man sich auch von ihnen Geißeln geben. Es ist gleichsam durch einen stillschweigenden Contract festgesetzt, daß sie drey Mann für einen geben. Alle Arten von Waaren, die man nach Mingrelien bringt, werden auch ihnen zugeführt; denn ihr Land ist noch elender, und leidet an noch mehreren Dingen Mangel, als Mingrelien. Man tauscht gegen solche Waaren Menschen beyderley Geschlechts, und von jedem Alter; ingleichen Honig, Wachs, Leder, Häute vom Schafal, welches Thier einige Aehnlichkeit mit einem

nem



nem Fuchs hat, nur daß es grösser ist, Felle von Zerdava, welches Thier einem Marter gleicht, und noch Felle von andern Thieren, die sich auf den Circassischen Gebürgen aufhalten. Dieses sind die vornehmsten Landesproducte, die bey den Circassiern ausgeführt werden. Der Handel selbst wird auf folgende Art getrieben. Man schickt ein Boot von dem Schiff mit Waaren nahe an das Ufer. Diejenigen, die vom Schiffsvolk dahin gehen, bewaffnen sich sehr gut, und lassen nicht mehr Circassier an den Ort, wo sie anlanden wollen, kommen, als denen sie vollkommen gewachsen sind. Sehen sie, daß eine grössere Anzahl ankommt, so stechen sie wieder in die See und fahren zurück. Wenn sie nun nahe genug bey einander sind, so zeigen sie einander die Waaren, die sie vertauschen wollen; man vereinigt sich alsdenn über den Tausch, so gut als man kan. Man muß aber wohl auf seiner Hut seyn: denn auf der ganzen Welt giebt es keine grössere Schelme, als die Circassier; sie lassen keine Gelegenheit ungenutzt vorbehey gehen, wo sie nur einen Schelmenstreich spielen können.

Diese Völker leben völlig in der Wildheit. Sie waren ehemals Christen; aber jetzt ha-



ben sie gar keine Religion, auch nicht einmal die natürliche; einige abergläubische Gebräuche, die sie von Christen und Mahomedanern angenommen haben, kommen in gar keine Rechnung. Sie wohnen in hölzernen Hütten, und gehen fast ganz nackend. Jedermann ist ein geschwornener Feind seiner Nachbarn. Die Einwohner machen sich unter einander selbst zu Slaven, und verkaufen einander an Türken und Tartarn. Die Weiber verrichten die Feldarbeit. Ihre gemeinste Speise ist eine Art Brey, die sie aus einer kleinfrüchtigen Frucht, gleich dem Hirsen, bereiten. Reisende, die längst den Küsten hin Gewerbe getrieben haben, erzählen tausend barbarische Gewohnheiten von diesen Völkern; allein, man darf ihnen nicht allemal glauben, am allerwenigsten, wenn sie von dem Innern des Landes reden: denn dahin kommt kein Mensch. Alles, was man davon weiß, hat man vom Hörensagen von Slaven, die daraus weggeführt worden sind; wie wenig man sich aber auf die Beschreibung dieser Wilden verlassen kan, braucht keines Beweisses.

An die Tcherken, oder Circassier, gränzen die Abca. Diese bewohnen einen Raum zwischen Mingrellen und Circassien, von hundert



dert französischen Meilen an der Küste. Sie sind zwar nicht in einem solchen Grade wild, wie die Tscherken; haben aber doch auch zur Räuberey eine natürliche Anlage. In dem Handel mit diesen muß man eben solche Vorsicht brauchen, als wie bey jenen. Sie haben mit ihren Nachbarn gleiche Bedürfnisse, und tauschen sie auch gegen gleiche Landesprodukte ein. Procopius nennt diese Völker Abaster.

Den 10. Sept. kamen wir nach Tsgaur. Die Rhede ist hier zur Sommerzeit sehr gut. Die Schiffe, die nach Colchis gehen, bleiben hier liegen. Da wir hin kamen, fanden wir sieben grosse Schiffe daselbst für Anker liegen. Unser Capitain warf gleich anfänglich vier Anker aus, zween vom Vordertheil, und zween vom Hintertheil des Schiffes; die Masten und Segelstangen ließ er an das Land bringen. Tsgaur selbst ist ein wüster und unbewohnter Ort. So wie Kaufleute ankommen, und sich vor den Abcas sicher genug glauben; so bauet man Hütten von Gesträuch. Außer diesen trifft man sonst keine Wohnungen an. Ich will zuvörderst eine Beschreibung von dem Lande, und den in der Nachbarschaft liegenden Gegenden machen, wobey ich mir dieses zum Haupt-



-Hauptgefäß mache, nichts zweifelhaftes und ungewisses darunter zu mischen.

Colchis oder Mingrelien liegt am Ende des schwarzen Meeres. Auf der Ostseite gränzt es an ein kleines Königreich, welches zu Georgien gehört. Die Landeseinwohner nennen es Imirette, die Türken aber Paschatschuk, oder auch Paschakutschuk, welches so viel als ein kleiner Fürst bedeutet. Gegen Süden hat es das schwarze Meer, gegen Westen das Land der Abcas, und gegen Norden das Gebürge Caucasus, zu Gränzen. Es erstreckt sich in der Länge zwischen dem Meere und Bergen hin, seine Breite aber wird durch das Land der Abcas und das Königreich Imirette begränzt. Es fließen zwey Ströme durch, welche heut zu Tage Codur und Rione, ehemals aber Corax und Phasus genennt wurden. Diese beyden Flüsse machen die natürlichen Gränzen des Landes; der erste scheidet es von den Abcas, und der andere von Imirette. Die Länge beträgt auß höchstehundert und zehen, und die Breite sechzig französische Meilen. Ich habe dieses nicht nur von Landeseinwohnern gehört, sondern auch durch eigene Erfahrung also befunden, indem ich das Land von dem einem Ende bis zum



zum andern durchgereist bin. Ehemals war es auf der Nordseite gegen die Einfälle der Abcas durch eine Mauer, welche sechzig Meilen lang war, gesichert: aber diese Mauer ist schon lange verfallen; an deren statt dienen ihnen jeho die Wälder zur Vormauer und Sicherheit. Diese kriegerische Nation stammt von den Einwohnern des Berges Caucasus ab, die ehemals unter dem Namen der Hunnen so berühmt waren, jeho aber sich in viele kleine Völkerschaften vertheilt hat. Diejenigen, die an Colchis gränzen, sind erstlich die Assanen, deren Land schon seit langer Zeit die nördliche Gränze von Armenien ausmacht; sie wohnen zwischen dem Caspischen Meere und dem Gebürge Caucasus, wo ehemals die Amazonen sollen gewohnt haben. Es war dieses ehemals eine sehr berühmte Nation; in den Kriegen, welche die Römer in den ersten sieben Jahrhunderten nach Christi Geburt mit den Persern führten, schlugen sie sich insgemein auf die Seite der letztern. Die andern Völker, welche hier herum wohnen, sind die Suaner, die Siguer, die Cariciolen oder Caratscherken, Völker, welche noch barbarischer sind, als ihre Namen lauten. Diese Völker haben sich im geringsten nicht geändert, sondern haben noch eben die Sitten und Gemüthsarten,

arten,



arten, wie ehemals, wo sie den Kennern der alten Geschichte grösstentheils nur unter andern Namen bekannt sind: denn die Allanen wurden damals eben so genennt; die Suaner hieszen Zani er, die Biguer Zech ä er, die Caratscherken Caraciolen. Diese Caratscherken, oder wie sie die Türken nennen, die schwarzen Circassier, wohnen gegen Norden. Die Türken geben ihnen diesen Namen nicht, als wenn sie von Haut schwarz wären, denn sie sind das schönste Volk von der Welt; sondern weil ihr Land beständig mit Nebeln und schwarzen Wolken bedeckt ist. Sie haben sich zwar ehemals zur christlichen Religion bekennet; man merkt dieses an einigen Sitten und Gebräuchen, die sie beobachteten: aber sie sind dermassen zurück gefallen, daß sie fast gar keine Religion haben. Sie leben vom Strafenraub, und sind ärger als die verwegensten Banditen. Sie gehen grösstentheils nackend. Von freyen Künsten findet man nicht die geringste Spur; von dem Menschen haben sie fast nichts, als die Sprache. — Sie haben eine grössere Leibesstatur als die andern Völker, dabey haben sie ein so wildes Ansehen und raue Stimme, daß man daraus die Wildigkeit ihrer Gesinnungen und Empfindungen ihres Herzens ohne Mühe erkennen kan. Wenn man sie ansieht,



ansieht, so fürchtet man sich schon vor ihnen; noch mehr, wenn man weiß, daß sie die verwegenssten Mörder und kühnste Diebe von der Welt sind. Ein jedes von diesen Ländern hat seine eigene Mundart, aber ihre Sprache überhaupt ist von einerley Genie; sie hat etwas von der Sclavonischen, oder Georgischen Sprache, nachdem die Völker näher oder weiter an Eherones, oder an den Fluß Phasus gränzen.

Das alte Königreich Colchis war nicht so klein, als das heutige Mingrelieu; denn es erstreckte sich auf der einen Seite bis an die moorische See, und auf der andern bis nach Iberien. Ihre Hauptstadt war Cholcos, welche an der Mündung des Phasus auf der westlichen Seite lag; und daher bekam Mingrelieu den Namen Colchis, weil sich dieses Land an der östlichen Seite dieses Flusses endigte. Die neuern Erdbeschreiber setzen an den Ort, wo ehemals Cholcos gelegen seyn soll, eine andere Stadt, mit Namen Fassos, aber es ist falsch.

Die Morgenländer nennen Colchis Obische, und die Cholker Mingrelieu. Aller Mühe ohnerachtet habe ich die Abstammung dieser



dieser beyden Worte eben so wenig, als den Ursprung dieser Völker selbst, ausfindig machen können. Diodor aus Sicilien, und einige andere Schriftsteller lassen sie aus Aegypten herkommen, von denen sie als eine Colonie des Sesostris ausgegangen seyn solten: allein, diese Meinung hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Das Land ist sehr ungleich; Hügel, Berge, Thäler und Ebenen, wechseln mit einander ab; von der Meerseite erhebt es sich unvermerkt. Daher das Land auch selbst sehr verschieden ist. Es ist fast ganz mit Wäldern bedeckt, und ausser den gebauten Ländern, welche doch nicht viel sagen wollen, ist alles voller dichter und hoher Wälder. Die Bäume vermehren sich auf eine so erstaunliche Weise, daß, wenn man die Wurzeln, die sich bis in die gebauten Felder und Landstrassen ausbreiten, nicht mit aller Sorgfalt durchschnitte, das ganze Land in kurzer Zeit nichts anders, als ein dichter Wald seyn würde, wo es nicht möglich wäre durch zu kommen. Die Luft ist sehr gemäßiget, und weder zu kalt noch zu warm; daher das Land den Stürmen und Gewittern wenig ausgesetzt ist. Es hagelt sehr selten. Die Luft ist feucht und ungesund.

Es

Es regnet fast beständig. Wenn im Sommer der feuchte Boden durch die Sonne erwärmet wird, so steigen böse Dünste auf, die die Luft anstecken, und oft die Pest, allemal aber Krankheiten verursachen. Für Fremde ist die Luft unerträglich. Sie werden mager, bekommen eine blaßgelbe Farbe, und in Jahresfrist sind sie gänzlich verzehrt. Die Landeseinwohner sind zwar diesen Unbequemlichkeiten nicht so sehr ausgesetzt, aber sie bringen doch auch ihr Leben nicht hoch, und selten über sechzig Jahre.

Aus dieser Beschaffenheit der Luft kann man die Ursache herleiten, warum die Wassersucht eine fast epidemische Krankheit bey den Mingreliern ist. Sie kämpfen dagegen durch die unaufhörlichen heftigen Leibesbewegungen. Sie reiten beständig herum, sind immer auf der Strasse und auf den Feldern, und halten sich niemals länger als drey oder vier Tage an einem Ort auf. Sie essen dabey viel Salz, und sind immer beym Feuer. Aus eben dieser Ursache kommt aber auch das viele Ungeziefer her, womit Menschen und Thiere in diesem Lande geplagt sind. Insonderheit sind die Schweine fast ganz mit Läusen bedeckt, die sich oft bis in die Haut einfressen. Aus der

R. n. Persien. I. Th. D Beschaf-



Beschaffenheit der Luft will man auch erklären, daß die sonst giftigen Thiere in Mingrelien wenig oder gar keinen Gift haben.

An Wasser hat Mingrelien einen grossen Ueberfluß. Es strömt vom Berge Caucasus herunter, und ergießt sich in das schwarze Meer. Die vornehmsten Flüsse sind der Coddurs, welcher ehemals Corrax hieß; der Socam, welches nach meiner Meinung der Tersenus des Arrians, und der Thassiris des Ptolomäus ist; der Langur, den die Alten Astolphus nannten; der Cobi, der bey dem Arrian Cobo heist, ehe dieser letztere in das Meer fällt, so vereinigt er sich mit einem andern Fluß von gleicher Grösse, dem Cianeisari, der der Cianeus der Alten ist; der Tagur, welchen Arrians Sigamus nennt; der Chenisari, d. i. der Pferdefluß, welchem man wegen seines reisenden Stroms diesen Namen beygelegt hat, und welchen die Griechen aus eben dieser Ursache Hippus nannten; der Abascia, welchen Strabo Glaucus, Arrian Caries, und Ptolomäus Caritus nennt. Diese beyden letztern Flüsse vereinigen sich mit dem Phasus, zwanzig Meilen drüber, wo er sich in das Meer stürzt. Ich habe mit Fleiß die alten Namen



Namen dieser Flüsse zu den neuen hinzugesetzt, weil sie einige Erdbeschreiber, insonderheit aber Arrian, unrichtig sehen. Ausser diesen grossen Flüssen giebt es noch eine unzählige Menge kleine, von denen ich aber nichts sagen will, weil sie sich nicht unmittelbar in das Meer ergiessen, sondern in die Ströme fallen, die ich genennt habe. Alle diese Ströme haben Plätze, wo man durchsetzen kan, welche den Landeseinwohnern bekannt sind; sie haben weder Brücken noch Schiffe, als nur an einigen wenigen Orten. Wenn die Gewalt des Stroms zu gross ist, so pflegen ihrer mehrere zugleich durchzuwaden; sie gehen fast an einander geschlossen, und stützen sich an lange Stangen, die sie besonders hiezu bereiten. Auf diese Art widerstehen sie der Gewalt des Stroms.

Das Erdreich in Colchis ist schlecht, und bringt wenig Getreide und Hülsenfrüchte. Das Obst wächst grösstentheils wild, hat aber fast keinen Geschmack. Es wachsen fast alle Arten von Früchten dort, wie bey uns; auch haben sie eine Art grosser Melonen; aber sie taugen nichts. Die Trauben gerathen am besten. Die Weinstöcke wachsen um die Bäume herum, und ziehen sich bis an die Spitzen



derselben. Ich habe Stämme von solcher Dicke gesehen, daß ich sie kaum umfassen konnte. Alle vier Jahre beschneidet man den Weinstock einmal. Der Wein, der in Mingrelien wächst, ist sehr gut. Er hat Stärke, ist angenehm zu trinken, und dem Magen gesund. Man trift ihn in ganz Asien nicht besser an, als hier. Wenn die Einwohner die Kunst verstünden, mit dem Wein so umzugehen, wie wir; so würde ihr Wein der beste von der Welt seyn: aber sie wenden gar keine Sorge darauf. Sie hõlen den Stamm eines Baumes aus, und dies ist ihre Kufe. Hierinnen treten sie die Weintrauben; den Saft giessen sie in irdene Töpfe, und vergraben sie in ihren Häusern, oder nahe dabey. In eines von diesen Gefäßen gehen zwey bis drey hundert Pinten. Wenn es voll ist, so bedecken sie es mit einem hölzernen Deckel, und schütten Erde darüber. Sie verwahren sie alsdenn auf eben die Art, wie die Morgenländer die Gruben bedecken, worinnen sie ihr Korn aufheben.

Zur Saatzeit ist die Erde so feucht, daß man die Felder, worauf man Korn oder Gerste säet, nicht einmal umarbeiten darf, damit sie nicht zu weich werde. Man wirft das Sa-

men-



menkorn nur oben darauf; es kommt doch fort, und wurzelt Schuh tief in die Erde. Die Mingrelier sagen, wenn sie die Erde, welche Korn oder Gerste tragen soll, umarbeiten, so würde sie so locker werden, daß der geringste Wind die Halme umwerfen, und sie sich unmöglich gerade würden halten können. Wenn sie die übrigen Felder bearbeiten, und andere Früchte säen, so brauchen sie hölzerne Pflugscharen und Hacken dazu, und machen demohngeachtet eben so tiefe Furchen, als wenn sie sich eiserner Werkzeuge bedienten, weil die Erde, wie ich schon gesagt habe, so gar weich und feucht ist. In der Arbeit sind diese Leute über alle massen faul und schläfrig. Wenn sie bey der Arbeit sind, so ermuntern sie sich beständig durch Singen. Es ist aber dieses mehr ein wildes Geschrey, als ein eigentliches Singen, und dient nur einander munter zu halten. Es ist zwar überhaupt im ganzen Morgenlande üblich, daß man sich durch Gesang zur Arbeit ermuntert; man trift aber diese Gewohnheit mehr in den südlichen als nördlichen Gegenden an. In Indien zum Exempel thun die Seulleute nicht die geringste Arbeit, sie bewegen kein Ruder, sie ziehen an keinem Seile, ohne dabey zu singen. So gar Ochsen und Camele sind an den Gesang ge-



wöhnt, so daß sie fast keinen Schritt thun, wenn ihre Treiber nicht dabey singen. Nachdem sie mehr oder weniger Lasten zu tragen haben, nachdem richten die Indianer ihren Gesang ein.

Das ordentliche Korn der Mingrelier ist Gom. Es ist dieses ein kleines Korn, wie der Coriander, und hat mit dem Hirsen eine grosse Aenlichkeit. Man säet es im Frühling, auf eben die Art, wie man den Reis säet. Man macht mit dem Finger ein Loch in die Erde, und steckt ein Korn hinein, und macht es wieder zu. Dieses Korn treibt einen Stengel Daumens dick, und Mannes hoch, oben setzt sich eine Aehre an, welche mehr als drey hundert Körner in sich hält. Der Stengel des Gom gleicht dem Zuckerrohr. Im Monath October erndet man es ein. Man hänget es an Flechten in die Sonne, um es zu trocknen. Wenn die Stengel auf diese Art zwanzig Tage in der Sonne gehängt haben, so bindet man sie zusammen. Man drischt es nicht eher, als bis man es kochen will, und kocht es nicht eher, als bis man es essen will. Die Frucht ist sehr schwer, und unschmackhaft. Es kocht sich in weniger als einer halben Stunde gar. Die Zubereitung geschieht



geschieht auf folgende Art. Man wirft eine gewisse Anzahl Körner in ein Gefäß mit Wasser, und setzt es bey das Feuer. So bald das Wasser anfängt zu sieden, so rührt man es mit einem kleinen hölzernen Löffel ganz sachte um. Wenn man nur ein klein wenig gerührt hat, so wird es zu einem Brey. Wenn alle Körner aufgelöst, und zu einem Brey durchknetet sind, so vermindert man das Feuer, und läßt es einkochen; alsdenn läßt man es in dem Kessel, worinnen man es gekocht hat, ausdrocknen: und so ist es fertig.

Dieses Koch- oder Backwerk, wie man es nennen will, ist so weiß, als Schnee. Man legt es mit einer Art kleiner hölzerner Löffel vor. Die Türken nennen dieses Brod Pasta, die Mingrelier aber Gom. Man kann es mit den Fingern in sehr kleine Stückgen zertheilen. Es hat eine erkältende und laxirende Kraft. Kalt ist es fast nicht zu genießten, sondern man muß es wärmen. Die Circassier, die Mingrelier, die Georgier, die den Türken unterworfen sind, die Abcas, die Einwohner auf dem Gebürge Caucasus, und überhaupt alle diejenigen, die an den Küsten des schwarzen Meeres von dem Canal der mäotischen See bis nach Trebisond wohnen, haben keine an-



dere Speise, als dieses Brenbrod. Sie sind
 dermassen daran gewöhnt, daß sie es dem eu-
 ropäischen Rockenbrod weit vorziehen. Ich
 habe dieses in den meisten dieser Länder be-
 merkt, und ich wundere mich auch gar nicht
 darüber: da mich die Noth zwang, von die-
 ser Art von Pudding zu leben, so fand ich selbst
 nach und nach so viel Geschmack daran, daß
 ich Mühe hatte, es hernach mit dem gewöhn-
 lichen Brod zu vertauschen. Ich befand mich
 sehr wohl dabey, und war gesünder, als vor-
 her. Ich habe in Armenien und Georgien
 viele vornehme Herrn gesehen, Türken und Ge-
 orgier, und unter andern den Fürsten von
 Teflis, und den Pascha von Acatzike, die
 diese Frucht kommen ließen, und zur Wollust
 davon assen. Allein, wenn man davon ist,
 so muß man Wein dazu trinken, um ihm
 das Erkältende und Larirende zu benehmen.
 Alle die von dieser Speise Gebrauch machen,
 thun dieses.

Ausser dem Gom giebt es auch in Min-
 grelien viel Hirsen, ein wenig Reiß, und Korn,
 auch Gerste, aber in geringer Maasse. Stands-
 personen essen Rockenbrod zur Wollust, an
 die gemeinen Leute aber kommt nichts davon.

Das

Das gewöhnliche Fleisch im Lande ist Ochsen- und Schweinefleisch. Das letztere ist im Ueberfluß daselbst anzutreffen, und sehr gut, man trifft es nirgends besser an. Es giebt auch Ziegen, aber sie sind sehr mager, und ihr Fleisch hat keinen Geschmack. Das Federvieh ist gut, aber man trifft es selten an. Zu meiner Zeit konnte man daselbst fast gar keines haben, weil der Krieg alles verwüstet hatte. Man hat keine andere Fische, als gesalzene; diese bringt man zu gewissen Zeiten des Jahres aus der Türkey und einigen andern Gegenden hin. Das Wildpret, welches man in Mingrelien hat, sind Schweine, Hirsche, Rehe, Dannhirsche und Haasen; alles von sehr guten Geschmack. Es giebt auch Rebhühner, Fasanen, Wachteln, in grosser Menge, Wasservögel, wilde Tauben, die so groß sind, wie unsre Hühner. Ich habe ihrer gesehen, welche acht bis zehen Eiern im Leibe hatten. Die Mingrelier fangen diese Tauben in Garn. Der beste Fang geschieht im Herbst: denn im Winter ziehen sie sich auf das Gebürge Caucasus.

Der Adel in Mingrelien beschäftigt sich blos mit der Jagd. Sie bedienen sich hiezu sonderlich der Raubvögel, die besonders dazu abgerichtet werden. Man kann in Wahr-



heit sagen, daß kein Land in der Welt so fruchtbar an Raubvögeln ist, als Mingrelien. Sie haben Habichte, und verschiedene Arten von Falken. Diese nisten auf dem Berge Caucasus, und so bald die Jungen ausgekrochen sind, so kommen sie in die Wälder, die unten sind. Hier fängt man sie, und in einer Zeit von fünf bis sechs Tagen sind sie abgerichtet.

Unter allen Vogelbeizen ist die mit Kranichen die lustigste. Man fängt Wasservogel und Fasanen mit dem Sperber. Sie haben, wie in Persien und in der Turkey, eine kleine Trommel am Sattelbogen, darauf schlagen sie, um das Geflügel scheu zu machen, und aufzujagen. So bald solches in die Höhe steigt, so läßt man den Sperber darauf los. Wenn sie Keiger fangen, so nehmen sie ihnen die Federn, die sie auf dem Kopf haben, und machen sich Federbüsche davon, hernach lassen sie sie wieder fliegen. So wie sie die Wasservogel durch den Ton der Trommel aus den Flüssen aufjagen; so thun sie eben dieses mit den Waldvögeln: denn alle wilde Thiere scheuen sich vor diesem Ton, und laufen, wenn sie ihn hören, auf die Ebenen, wo man sie alsdenn leicht fangen kan. Die Mingrelier haben
zwar



zwar Jagdhunde, aber sie brauchen sie nicht gern; es ist ihnen weit mehr Vergnügen, die Thiere im Lauf zu erlegen. Von dem, was sie auf der Jagd gefangen haben, gehört die rechte Schulter dem Herrn, die linke der Frau, das übrige verzehren die Jäger.

Ausser den bisher genannten Vögeln findet man auch in Mingrelien solche, die so wohl der Gestalt als den Federn nach, in unsern Gegenden unbekannt sind. Sie haben viele Adler, und sogenannte Pelicane, oder Kropfgänse. Der Berg Caucasus liefert eine unglaubliche Menge derselben, und ausserdem noch viele vierfüßige wilde Thiere, Tiger, Leoparden, Löwen, Wölfe, Schakal. Was dieses letzte Thier insonderheit anbelangt, so hat es mit dem Fuchs viele Aehnlichkeit, ausser daß es grösser ist, und ein dickeres und gröberes Fell hat. Der gemeinen Sage nach, soll dieses die Hyäne der Alten seyn. Und in der That gräbt es Tode aus, frisst Leichname und Aeser. Im Orient begräbt man die Todten ohne Särge, nur in Tücher eingewickelt. Ich habe an vielen Orten gesehen, daß man auf die Gräber grosse Steine wälzt, bloß in der Absicht, damit diese Thiere die Gräber nicht aufwühlen und die todten Leichname fressen sollen.



len. Allein, die Schakal trachten nicht allein den Todten nach, sondern sie greifen auch die Lebendigen an. Alles, was nicht Stand ist, ihnen Widerstand zu thun, ist ihrer Wuth ausgesetzt. Besonders stellen sie den kleinen Kindern nach. Die List und Geschicklichkeit, mit welcher dieses Thier in die Häuser einbricht, oder sich in die Gezelte schleicht, ist bewundernswürdig. Wenn es nichts anders darinnen findet, so schleppt es Kleider, Schuhe und Strümpfe heraus. Es hat einen fürchterlichen Schrey; sein Heulen ist durchdringend, und lautet fast wie das Geschrey einer Rabe. Diese Thiere gehen gewöhnlich Truppweis mit einander, und heulen auch mit einander in Gesellschaft; sie geben gleichsam einander Antwort, eines schreyt hoch, das andere tief. Wenn man sie das erstemal schreyen hört, so kommt es einem außerordentlich schreckhaft vor. Asien und Africa ist mit diesen Thieren geplagt. In Africa nennt man sie Dabul. Einige glauben, daß dieses das nemliche Thier sey, welches man im Lateinischen Crecuta, und im Griechischen Chyssa nennt, und welches man durch eine Art wilder Hunde erklärt hat. Unter allen asiatischen Provinzen ist Mingresien am meisten mit diesem Schakal und Wölfen heimgesucht. Sie fallen die Häuser



Häuffer mit einem fürchterlichen Geheul an. In den Heerden und den Stutereyen richten sie beträchtlichen Schaden an. Der Präfect der Theatiner in Mingrelien hat mich versichert, daß ihm die Wölfe in einer Woche drey Pferde, und ein Füllen nahe bey seiner Wohnung gefressen hätten.

Pferde giebt es in Mingrelien genug, und sie sind gut. Sie kosten nicht viel zu unterhalten. Wenn man abgestiegen ist, so nimmt man ihnen den Sattel und Zaum ab, und läßt sie auf die Weide gehen; dies ist ihre einzige Nahrung. Man beschlägt sie auch nicht.

Die Mingrelier haben weder Städte noch Bestungen in ihrem Lande, sondern es liegen nur zween Flecken am Ufer des Meeres; die Häuffer liegen hier und dar zerstreuet, man kan keine tausend Schritte weit gehen, wo man nicht drey oder viere bey einander antrifft. Es sind neun bis zehen Schlöffer im Land, wovon das vornehmste K u c s heist, dieses ist die gewöhnliche Residenz des Fürsten. Es ist mit einer steinernen Mauer eingefast, die aber so schlecht ist, daß man sie mit dem geringsten Feldstück über den Haufen schießen kan.



kan. Hier sind zwei Canonen, in den übrigen Schlössern aber gar keine. Ihre Bauart ist folgende. Auf einer freyen Ebene, oder auch in einem dichten Wald bauet man einen Thurm von Stein, dreyßig bis vierzig Fuß hoch, worinnen funfzig bis sechzig Mann Platz haben. Dieser Thurm ist das Herrnhaus, die Citadelle, der festeste Platz im Schloß. Hier werden alle Schätze des Fürsten, und derjenigen, die Schutz und Sicherheit bey ihm suchen, verwahrt. Neben diesem Hauptthurm sind noch fünf bis sechs kleinere, von Holz; diese dienen zu Borrathshäusern, wohin man auch im Fall eines Angriffs, die Weiber und Kinder in Sicherheit bringt. Auf dem freyen Platz rings herum sind Hütten, einige von Zimmerarbeit, andere von Sträuchen, noch andere von Rohr und Schilf. Dieser ganze Platz ist mit einem dichten Zaun eingeschlossen; über dieses ist der Wald rings herum so dicht, daß man nirgends, als nur in den dazu ausgehauenen Wegen, dahin kommen kan. Wenn man Nachricht bekommt, daß sich ein Feind nähere, so verhackt man den Weg, und bedeckt ihn mit Bäumen, daß es schlechterdings unmöglich ist, durchzukommen. Die Mingrelier begeben sich nicht eher in diese Schlösser, als bis sie einen Feind vermuthen; ist die

die



die Gefahr vorbey, so kehren sie in ihre gewöhnlichen Häuser wieder zurück.

Die Häuser in Mingrelien sind alle mit einander von Bauholz gebaut: denn da sie überall starke Wälder in der Nähe haben, so können sie das Holz mit geringen Kosten haben. Die Häuser der Armen haben kein Stockwerk, diejenigen der Vornehmen aber, sind ein auch zwey Stockwerk hoch gebaut. Unten auf dem Boden sind wegen des feuchten Erdreichs Erhöhungen, um darauf zu sitzen und zu liegen. Vornehme Personen sitzen auf Tapeten, geringe aber auf bloßen Bänken. Die Häuser sind sehr unbequem und unreinlich, haben weder Schornsteine noch Fenster. In der Mitte wird das Feuer angemacht, und das Licht fällt durch die Thüre hinein. Die Häuser haben keinen gemauerten Grund, und sind deswegen so schlecht verwahrt, daß die Diebe ohne Mühe hineinschleichen können. Diese machen unter den untersten Balken auf der Erde, worauf die andern ruhen, ein Loch, und kriegen dadurch in das Haus hinein. Merken sie die geringste Bewegung, so schlüpfen sie eben so leicht wieder heraus. Deswegen haben die Bauern für eine jede Familie nur einen grossen Platz. Hieher bringen sie, auf
fer



fer Korn und Wein, alle ihre übrige Habhaftigkeiten. Hier wohnen sie alle beysammen; und hier verwahren sie auch ihr Vieh. Vor den Häusern des Fürsten und der Grossen des Reichs sind grosse Höfe, in welchen sie Audienz ertheilen, und die Streitigkeiten schlichten; aber diese Höfe sind nichts als freye Plätze, die mit Zäunen, oder höchstens Stichelwerk eingefaßt sind.

Die Mingrelier haben ein gutes Blut, die Männer sind wohlgebaut, und die Weiber sehr schön. Frauenzimmer von Stand haben alle miteinander reizende Züge. Ich habe ihrer gesehen, die bis zum Entzücken schön waren; sie hatten ein majestätisches Betragen, schönen Wuchs, und wunderschöne Gesichtsbildung. Ueber dieses haben sie einnehmende Blicke, die allen denen, die sie ansehen, nicht gleichgültig sind; sondern Liebe heischen. Diejenigen, die weniger schön, oder schon bey Jahren sind, suchen der Natur durch eine grobe Schminke zu Hülf zu kommen; sie mahlen sich das Gesicht, die Augenbraunen, die Backen, die Stirn, die Nase und das Kien; die andern aber mahlen bloß die Augenbraunen. Sie puzen sich so gut, als sie können. Ihre Kleidertracht gleicht der Persischen, und ihr Kopfschmuck dem Euro-



Europäischen. Sie tragen zwar einen Schleyer, aber er bedeckt nur den obern und hintern Theil des Kopfs. Sie haben einen natürlich guten und aufgeklärten Verstand. Sie sind höflich, voller Ceremonien und Complimenten; aber im übrigen sind sie die böshafteften Creaturen von der Welt: stolz, hochmüthig, meynedig, betrügerisch, grausam, unzüchtig. Es ist ihnen keine Bosheit zu groß, die sie nicht begehen, um sich Liebhaber zu verschaffen und zu erhalten, oder auch, wenn er sich nicht nach ihren Neigungen bequemen will, unglücklich zu machen.

Die Mannspersonen haben alle diese böse Eigenschaften auch, aber noch mehrere dazu. Sie sind zu allen Bosheiten aufgelegt. Sie werden zur Dieberey und zum Strafenraub erzogen. Dieses ist ihr ganzes Studium, ihre einzige Beschäftigung, und auch ihr Vergnügen. Sie erzählen mit der größten Selbstzufriedenheit, was sie für Diebstähle begangen haben; die andern loben sie darüber; dies ist ihr größter Ruhm. Mord und Todtschlag, Lügen und Meuchelmord sind bey ihnen herrliche Thaten. Der Concubinat, der Ehebruch, die Vielweiberey, Blutschande und andere Laster, werden in Mingrelien für Tugenden

R. n. Persien L Th. P genden



genden gehalten. Sie entführen einander ihre Weiber, und ohne sich den geringsten Gewissenszweifel zu machen, heyrathen sie ihre Tanten, Muhmen, und der Frauen Schwester. Wer zwey Weiber zugleich haben will, kan sie heyrathen; einige haben ihrer gar drey auf einmal. Beyschläferinnen kan einer halten, so viel als er will. Männer und Weiber lassen sich hierinnen leicht behandeln. Eifersucht ist unter ihnen selten anzutreffen. Wenn ein Mann seine Frau bey ihrem Liebhaber auf der That erwischt, so ist die ganze Genugthuung, die der Mann zu fordern das Recht hat, daß der Liebhaber ein Schwein zur Strafe geben muß; und insgemein wird von den drey dabey interessirten Personen das Schwein sogleich verzehret. Sie vertheidigen diese Ausschweifungen auf die wunderbarste Art. Sie sagen, wenn man viele Beyschläferinnen habe, so könne man auch viele Kinder zeugen; diese könne man alsdenn entweder um baar Geld verkaufen, oder gegen andere Waaren umtauschen. Jedoch, so toll diese Gedanken sind, so sind sie bey weiten noch nicht mit einer andern unmenschlichen Gesinnung, die sie äußern, in Vergleichung zu stellen. Wenn sie Kinder zeugen, und können sie nicht bequem ernähren, oder wenn diese

fränk.

fränklich und schwach sind, so bringen sie solche ohne weitere Umstände ums Leben, und halten es noch für eine Wohlthat, die sie diesen armen Creaturen erweisen, daß sie sie von dem Elende, worunter sie lange Zeit schmachten, und doch endlich erliegen müsten, befreieten. So urtheilet dieses Volk, welches weder Schamhaftigkeit, noch menschliche Empfindungen hat. Ich besorge, man wird meine Beschreibungen hievon für unrichtig und übertrieben halten; indessen kan ich heilig versichern, daß es Wahrheit ist: aus verschiedenen Thatsachen, die ich noch in Zukunft erzählen will, werden sie sich hinlänglich rechtfertigen lassen.

Die Edelleute haben über ihre Unterthanen das Recht über Leben und Tod; sie gehen mit ihnen um, wie sie wollen. Sie nehmen ihnen ohne Bedenken, Weiber und Kinder, und verkaufen sie, oder machen sonst damit, was ihnen beliebt. Jeder Bauer liefert seinem Herrn so viel Korn, Vieh, Wein, als er kan. Der Reichthum bestehet also in der Menge der Bauern, und hiernach wird er bestimmt. Außerdem muß ein jeder Bauer seinen Herrn des Jahres einen, zwey oder drey Tage im Essen und Trinken frey halten; dieses geht das ganze Jahr so fort, der Edelmann



mann geht von einem Ort zum andern, krißt seine Bauern auf, und auch oft die Bauern eines andern: und hieraus entstehen unendliche Zänkeren, welche oftmalß in offenbare Kriege außbrechen. Der Fürst führt eben eine solche herumschweifende Lebensart, daher man fast keinen Tag wissen kan, wo er sich aufhält. Auf seiner Pilgrimschaft begleitet ihn seine ganze fürstliche Familie, Weiber, Kinder, Bediente, und Gäste; nicht weniger auch Gesandte und vornehme Fremde, wenn er dergleichen bey seinem Hoslager hat. Alles dieses macht einen beträchtlichen Zug auß, und dieser wird dadurch noch vergrößert, weil alles Gepäcke, das sie mit sich führen, von Männern und Weibern, die halb nackend gehen, zu Fuß auf den Köpfen und Schultern getragen wird. Die Mingrelier behaupten, daß dieses ihrem Fürsten weit mehr Ehre sey, als wenn sie ihn zu Pferd bedienten: und sie könnten dieses letztere, wegen der Menge Pferde, die sie haben, gar leicht thun. Bey dieser jährlichen Herumwanderung im Lande hebt der Fürst seinen Tribut selbst auf; wo er aber keinen Tribut zu erheben hat, da bekommt er Geschenke. Auf dieser Reise entscheidet er zugleich bey Gelegenheit Streithandel und andere Zwistigkeiten. Man überreicht ihm die
Klage

Klage im Vorbeygehen, und oft entscheidet er sogleich die Sache; manchmal aber bestellt er auch die Parthien an den Ort, wo er sein Nachtlager halten will.

Die Art, wie man dem Fürsten seine Klage vorbringt, ist folgende. Man stellt sich auf die Mitte des Wegs, wo der Fürst herkommt; wenn er in eine gewisse Nähe gekommen ist, so fällt der Supplicant auf die Knie, wartet bis der Fürst ganz nahe bey ihm ist, und überreicht ihm seine Schrift. Der Fürst nimmt sie jederzeit an, und giebt sie seinem Bezier, der sie sogleich laut abliest. Sogleich fängt der Kläger und seine Beystände ein größliches Geschrey an; sie seufzen, sie heben die Hände gen Himmel, werfen Staub in die Luft, und suchen dadurch den Fürsten zu bewegen, ihnen ihre Bitte zu gewähren; sie nennen ihn Fürst, Kayser, Herr, Gott, und mit noch andern geheiligten Namen. Betrifft die übergebene Schrift eine Streitsache, so thut der Beklagte und seine Beystände, so bald sie für dem Fürsten erscheinen, eben dieses; sie schreyen eben so heftig, und glauben, daß derjenige, der es am weitesten triebe, den Fürsten am leichtesten bewegen würde. Hierauf werden Beugon von der einen oder der andern Parthey gebracht,



gebracht, und der Fürst giebt, ohne viele Umstände zu machen, seine Entscheidung. Der Fürst bleibt deswegen keinen Augenblick stehen; sondern alles dieses geschieht im Gehen; doch geht er langsam, damit man ihm desto leichter folgen könne. Wenn die Bauern verschiedener Edelleute Streitigkeiten mit einander haben, so bringen es ihre Herrn zum Vergleich. Hat aber ein Edelmann gegen den andern eine Streitsache, so entscheidet es die Macht, und der Stärkere gewinnt seinen Proceß. Es geht hiebey auf folgende Art zu. Mit den Waffen in der Hand fallen sie das Vieh, die Vasallen, Häuffer und Ländereyen ihres Feindes an, sengen, brennen, rauben und plündern alles, was sie antreffen; wenn sie nichts mehr finden, so reisen sie die Weinstöcke und Fruchtbäume um. Stossen die beyden Parthien während diesen Feindseligkeiten auf einander, so sezt es brav Schläge, und wird oftmals viel Blut dabey vergossen. Der Schwächere, der am meisten gelitten hat, nimmt alsdenn seine Zuflucht zum Fürsten, und klagt; denn wenn es auch der Fürst mit Augen angesehen hätte, es würde aber keine Klage angebracht, so würde er sich im geringsten nicht darum bekümmern, ja nicht einmal thun, als wenn er es wüßte. Er schickt



schickt nach dem Stand der Parthien eine angesehenere Person zu dem Beklagten, und stiftet einen Vergleich; dieser aber dauert gewöhnlich nicht länger, als bis der andere Gelegenheit hat, sich zu rächen.

Alle Edelleute in Mingrelien leben beständig in Zank und Streit mit einander. Sie sind deswegen beständig gewaffnet, und haben so viele Leute um sich, als sie erhalten können. Wenn sie zu Pferde sind, so sind sie und ihre Leute alle gerüstet; sie behalten beständig das Schwert an der Seite: schlafen sie, so legen sie sich mit dem Bauch auf dasselbe.

Ihre Waffen bestehen in einer Lanze, Bogen und Pfeilen, geraden Säbel, Streitkolben und Schild; seit einiger Zeit haben sie auch Feueergewehr. Sie sind gute Soldaten, und sitzen gut zu Pferd. Die Lanze können sie mit vieler Geschicklichkeit führen. Sie lehren die Kinder von vier Jahren schon mit dem Bogen schießen, und durch die Übung erlangen sie eine solche Fertigkeit hierinnen, daß sie einen Vogel im Flug treffen können.

Ihre Kleidung ist besonders. Sie haben wenig oder gar keine Bärte, ausgenommen

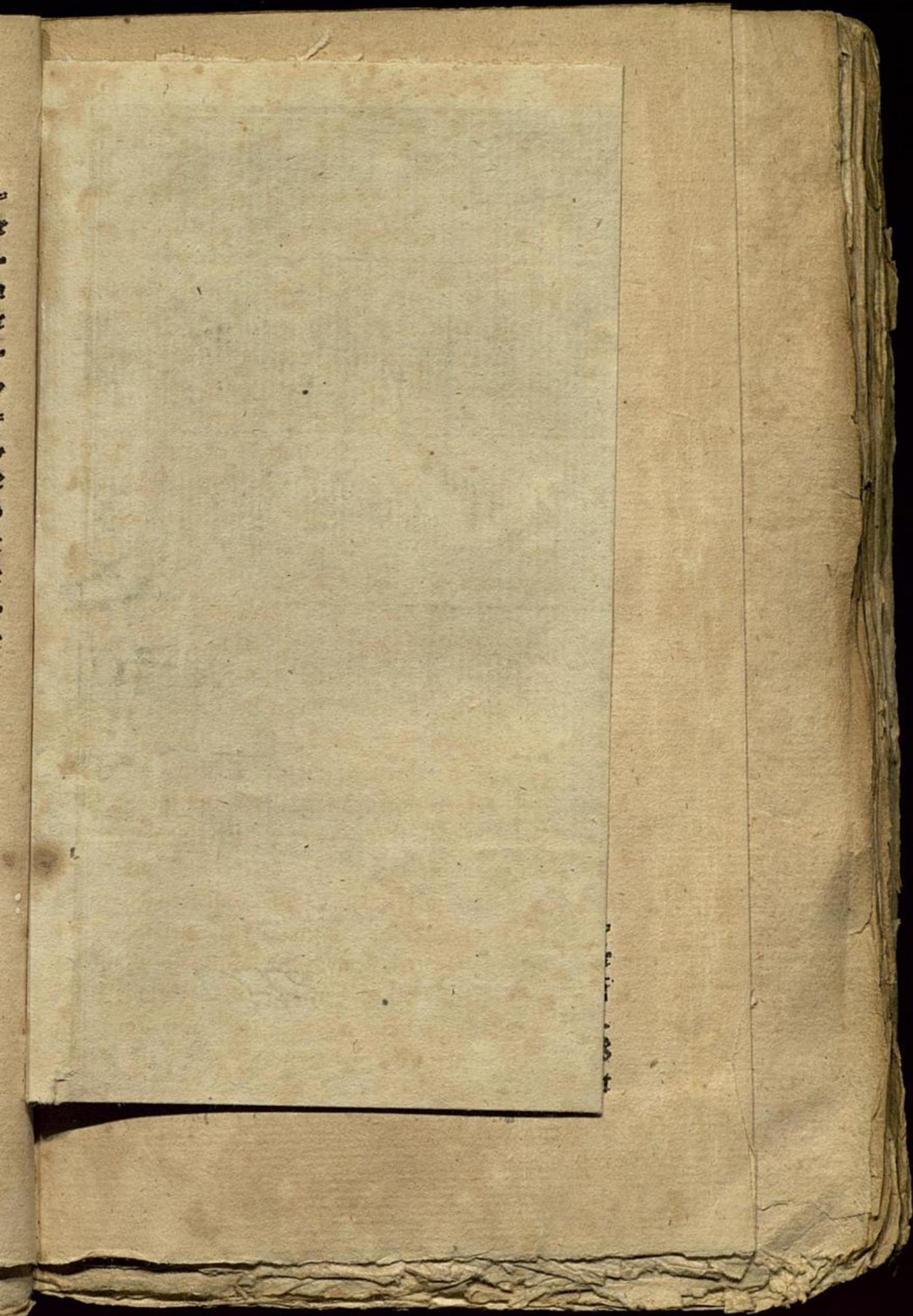


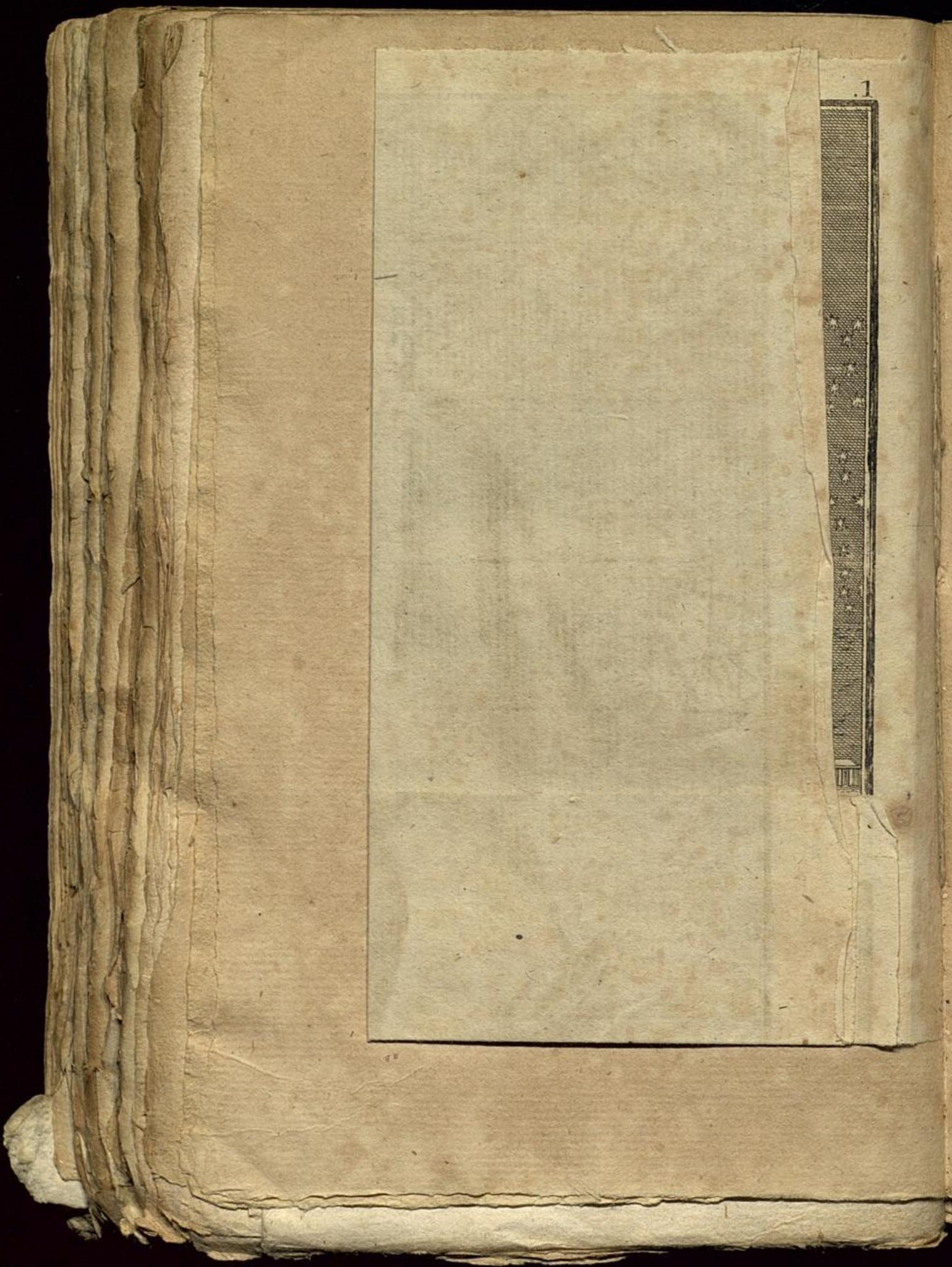
die Geistlichen. Sie beschären sich den Scheitel wie eine Krone; die übrigen Haare aber lassen sie bis an die Augen wachsen, doch schneiden sie solche rund. Auf dem Kopf tragen sie eine kleine Kappe von feinem Filz, die aber abgestutzt, und neben herum mit ausgeschnittenen halben Monden, statt eines Gepräges, besetzt ist. Im Winter tragen sie eine gefütterte Mütze. Sie sind so arm und elend, daß sie, wenn es regnet, ihre Mütze oder Kappe abnehmen, und solche in Sack stecken, und also mit bloßem Kopf gehen, nur daß sie solche nicht verderben. Auf dem Leibe tragen sie kleine Hemden, die ihnen bis an die Knie reichen. Ihre übrige Kleidung ist die allerschlechtesten von der Welt. Um den Leib tragen sie ein Seil, als einen Gürtel, welches viele Klaftern lang ist; sie brauchen es dazu, um Menschen und Vieh, welches sie ihren Nachbarn stehlen, oder im Krieg erbeuten, daran zu binden und fort zu führen. Die Vornehmen haben einen ledernen Gürtel, der vier Finger breit, und mit silbernen Platten besetzt ist; an demselben haben sie ein Messer, einen Wegstein, ein Feuerzeug, drey lederne Beutel, einen mit Salz, den andern mit Pfeffer, den dritten mit Nadeln, Ahlen und Faden, hängen. Die Armen gehen fast ganz nackend; sie haben nichts, als einen elenden



Vorstellung eines Mingreliers.







den Filz, worauf sie sich legen. In diesen Filz stecken sie den Kopf, und drehen ihn, nachdem der Wind und Regen von einem Ort herkommt; denn er bedeckt den Leib nur auf einer Seite, und reicht nur bis an die Knie. Man macht auch feine Filze, die kein Wasser durchlassen, auch nicht so schwer sind, als wie die gemeinen, als welche, wenn sie naß sind, denjenigen, der sie trägt, fast zu Boden drücken. Wer Hemd und Hosen hat, wird schon vor reich gehalten; sonst geht fast jedermann barfuß. Ihre Schuhe, wenn sie dergleichen haben, sind nichts als eine bloße Sohle, von unbereiteter Büffelhaut. Diese binden sie mit einem Riemen von eben der Materie an die Füße, und schnüren sie obenher zu. Diese Art von Schuhen schützt eben so wenig gegen die Kälte, als wenn sie barfuß giengen. Wir haben die Kleidung der Mingrelier, deren sie sich zur Winterszeit, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, bedienen, in der beygefügeten Kupfertafel vorgestellt.

Fast alle Mingrelier, Männer und Weiber, Vornehme und Geringe, haben nicht mehr als ein Hemd, und ein paar Beinkleider auf einmal. Diese halten wenigstens ein Jahr. Während dieser ganzen Zeit waschen sie es



nicht mehr als drey mal; aber sie halten es zwey bis drey mal in der Woche über das Feuer, um es von dem Ungeziefer, das sich beständig darinnen aufhält, zu reinigen. Man kan sich nichts eckelhafteres, als dieses einbilden. Daher kommt es auch, daß das mingrelische Frauenzimmer insgemein übel riecht. Von ihrer Schönheit kan man leicht eingenommen werden; so bald man sich aber ihnen nähert, so schlägt der üble Geruch, der von ihnen kommt, sogleich alle Aufwallungen der Liebe nieder. —

Die Vornehmen essen nach Art der Morgenländer auf Matten. Ihr Tischtuch ist entweder ein gemahltes Tuch, oder ein Stück Leder, oftmals haben sie auch nichts anders, als eine Platte. Gemeine Leute setzen sich auf eine Bank, und setzen eine andere von gleicher Höhe für sich, die ihnen an statt eines Tisches dient. Alle ihr Hausgeräthe ist von Holz.

Vornehme Leute haben etwas weniges Silbergeschirr. Bey allen wilden Völkern ist die Gewohnheit, daß die Leute, ohne Unterschied des Geschlechts mit einander essen. So speißt der König mit seinem ganzen Gefolg



folg bis auf den Stallknecht herunter; die Königin mit ihren Frauen, Mädchen, Dienerinnen, bis auf die geringste, in Gesellschaft. Wenn es nicht regnet, so ist der Hof des Hauses ihr Speisesaal. Sie stellen sich entweder in einen Kreis herum, oder in einer Reihe, jeder nach seinem Rang, den er hat. Wenn es kalt ist, so machen sie ein grosses Feuer in den Hof, und stellen sich auf eben diese Art um dasselbe herum. Die Feuerung kostet sie wenig oder gar nichts; denn, wie ich schon bemerkt habe, so giebt es überall Holz in Ueberflus. So bald man sich zum Essen niedergesetzt hat, so bringen in grossen Häusern vier Männer einen grossen Kessel mit Brod auf den Schultern getragen. Ein Kerl, der halb nackend ist, legt mit einem hölzernen Löffel einem jeden ein Stück von etwa drey Pfunden vor. Zwey andere Bediente, welche etwas besser gekleidet sind, bringen einen Kessel voll von eben diesem Gericht, welches aber weisser ist, als das vorhergehende. Von dem letztern bekommen nur die Standespersonen zu essen. An den Werktagen bekommen die Gemeinen im Hause nichts als dieses; die Herrn aber haben etwas weniges Hülsenfrüchte, gebratene Fische, oder ein wenig Fleisch. An den Festtagen
aber,



aber, oder wenn jemand sonst ein feyerliches
 Tractament giebt, schlachten sie ein Schwein,
 oder einen Ochsen, oder eine Kuh; wenn man
 nicht etwa Wildpret in Bereitschaft hat. So
 bald das Thier geschlachtet ist, so machen sie
 es zurecht; sie sehen es ohne Salz, und oh-
 ne Zugehör, in eben dem Kessel bey das Feuer,
 worinnen sie ihr Som gekocht haben. Wenn
 das Fleisch ein wenig gekocht hat, so nehmen
 sie es vom Feuer, schütten die Brühe ab, und
 essen es halb roh. Der Hausherr hat jeder-
 zeit ein grosses Stück Fleisch vor sich; man
 legt ihm auch das meiste von den Hülsenfrüch-
 ten, alles Brod, Geflügel und Wildpret vor;
 von diesen theilt er unter seine Gäste, und
 diejenigen, denen er eine besondere Achtung er-
 weisen will, aus. Sie bedienen sich der Fin-
 ger bey dem Essen, und sind dabey so unreinlich,
 daß man einen unerträglichen Hunger haben
 muß, wenn man mit diesen Barbaren an ei-
 nem Tische essen will: unsre schlechtesten Leute
 in Europa würden sich für eine solche Tisch-
 gesellschaft bedanken. Wenn man angefan-
 gen hat zu essen, so wird das Trinken durch
 zwey Personen in der Reihe herum gereicht.
 Bey gemeinen Personen haben die Weiber und
 Töchter dieses Geschäfte. Es wird bey ihnen
 für eben so unhöflich gehalten, wenn man zu
 trinken



trinken fordert, als wenn man es ausschlägt, nachdem es einem angeboten worden ist. Man muß warten, bis es gebracht wird, und auch annehmen, wenn es gebracht wird. Man giebt nicht weniger als einen halben Schoppen auf einmal; bey gewöhnlichen Mahlzeiten gehet der Becher drey mal herum; aber an Festtagen und andern Feyerlichkeiten trinken die Standspersonen und Gäste so lang, bis sie betrunken sind.

Die Mingrelier und ihre Nachbarn sind überhaupt dem Trunk sehr ergeben; sie übertreffen darinnen die alten Deutschen und nordische Völker. Sie vermischen ihren Wein niemals mit Wasser, sondern Männer und Weiber trinken ihn pur. Wenn sie sehr durstig sind, so ist ihnen ein Becher, der einen Schoppen hält, viel zu klein. Sie trinken alsdenn aus Schalen und Krügen. Ich war bey Cotatis bey einem Edelmann, der einer der größten Trinker im ganzen Lande war. Als ich bey ihm war, gab er dreyen seiner Freunde ein Gastmahl. Sie alle vier tranken von des morgens zehen Uhr bis des Abends um fünf, anderthalb Lasten Wein; eine Last ist dreyhundert Pfund. Es wird für gar nicht unanständig gehalten, wenn man bey Gastereyen

reyen



rehen vom Tisch aufsteht, und seine Nothdürft
 so oft verrichtet, als man es für nöthig fin-
 det. Man setzt sich auch wieder, ohne die
 Hände zu waschen, an Tisch. Sie ermun-
 tern ihre Freunde und Gäste zu trinken, so oft
 als sie können. Der Inhalt der Gespräche,
 welche die Mannspersonen mit einander haben,
 sind Erzählungen von Diebstählen, vom Krieg,
 von Zweykämpfen, von Mordthaten, und Ver-
 kaufung der Slaven; die Gespräche der
 Frauenzimmer aber, sind eben so gar ehrbar
 nicht; sie finden ein besonderes Vergnügen an
 verliebten Reden, die aber größtentheils schlüp-
 rig und so ausschweifend sind, daß sie sich auch
 die schändlichsten Ausdrücke erlauben. Die Kin-
 der lernen diese Worte, so bald als sie nur re-
 den können. Wenn sie kaum das zehente Jahr
 erreicht haben, so treiben sie so schändliche Re-
 den, daß man sich schämt, solche nachzusagen.
 Die Erziehung ist außerordentlich schlecht. Der
 Vater erziehet die Kinder zum Stehlen, und
 die Mutter zur Unzucht.

Ich habe ferner bemerkt, daß nicht nur
 die Weiber in diesen Gegenden sehr umständlich
 und complimentenreich sind, sondern auch die
 Mannspersonen. Wenn sowohl die erstern
 als die andern einen Vornehmen grüßen wol-
 len,

ken, so setzen sie das Knie auf die Erde. Wird jemand von einer vornehmen Standesperson mit einem Auftrag zu einem andern geschickt, oder wenn die Person, die solches verrichtet, selbst eine angesehenere Person ist, so wird ihm vor demjenigen, an den er den Auftrag hat, eine Matte auf die Erde gelegt. Er kniet hierauf nieder, und bleibt in dieser Stellung so lang, als die Aufwartung dauert. Eben diesen Gebrauch beobachtet man, wenn jemand eine gute Botschaft bringt.

Es ist in dem nördlichen Theil dieses Landes, welches ich hier beschreibe, eine allgemeine Gewohnheit, daß wenn man einem, der vornehmer ist, entweder ein Geschenk, oder eine Klage, oder einen Auftrag überliefert, solches jederzeit auf den Knien geschieht; ja, man redet fast niemals anders mit ihm, als in dieser Stellung. Dieses ist die Ehre der Anbetung, oder fußfällige Verehrung, (*προσκύβειν*) wie es die alten griechischen Schriftsteller nennen; von den Griechen ist diese Gewohnheit in den spätern Zeiten auf die Christen am schwarzen Meere gekommen. Die griechischen Kaiser aber beschwerten sich darüber, indem sie behaupteten, obgleich diese Fürsten Herren in ihren kleinen Staaten wären, so
wären



wären sie dennoch Vasallen des Reichs, und in dieser Absicht müßten sie sich nicht nur derjenigen Ehrenbezeugungen, die der höchsten Gewalt, und besonders dem Kayser eigen wären, gänzlich entschlagen; sondern sie dürften auch die Kniebeugungen und andere dergleichen Unterwerfungszeichen von ihren Unterthanen schlechterdings nicht verlangen.

Die Sprache der Mingrelier stammt von der Iberischen oder Georgischen ab, und diese soll eine Tochter der griechischen seyn. Sie unterscheidet sich in die gelehrte und gemeine Mundart. Von der erstern hat man kein anderes Denkmal mehr übrig, als die Uebersetzung des Neuen Testaments, und die Liturgie, welche beyde mit grossen Buchstaben geschrieben sind. Die Sprache der alten Colchier ist eine ausgestorbene Sprache, die man bloß durch Kunst und Regeln erlernen kan. Die Geistlichen verstehen nicht einmal die Liturgie, in welcher sie das Amt halten, ob sie es gleich alle Tage verrichten.

Mingrelien ist heut zu Tage wenig bevölkert; es hat nicht viel über zwanzig tausend Einwohner. In dem vorigen Jahrhundert war die Volksmenge stärker, und man



man rechnete über achtzig tausend Einwohner. Die Ursache dieser Abnahme liegt sowohl in den beständigen Kriegen mit den Nachbarn, als auch darinnen, daß die Edelute eine grosse Menge Personen, beyderley Geschlechts, verkaufen. Seit langer Zeit wurden jährlich aus Mingrelien, entweder durch Tausch, oder durch Kauf, bey zwölf tausend Seelen geschleppt. Alle diese kommen in die Hände der Türken und Perser. Man bringt jährlich drey tausend solcher Slaven gerade nach Constantinopel; und vertauscht sie daselbst gegen Tücher, Waffen, und andere Sachen, die man in Mingrelien nöthig hat. Es kommen jährlich etlich und zwanzig Schiffe von Constantinopel und Caffa, und mehr als sechzig Feluquen von Gonie, Trissa, und Trebisond dahin. Ausser den Slaven laden sie auch in Mingrelien Seide, gesponnen Garn, Leinwand, Leinsamen, Ochsenhäute, Marter, Biber, Wachs und Honig. Der letztere ist hier außerordentlich gut. Man hat zwey Arten davon, rothen und weissen. Den weissen trifft man nicht so häufig an, als den rothen, aber er ist weit besser und süßer, der feinste Zucker kan nicht süßer seyn. Er ist sehr angenehm zu essen. Es giebt hier auch eine Art von wilden Honig, den man in den Löchern und
R. n. Persien. I. Th. 2 Höhlen



Hölen der Bäume in grosser Menge findet. Die Schiffe von Cassa verführen ihn in die Tartarey; hier mischt man ihn unter eine Art von Bier, welches man aus Frucht brauet, davon es sehr stark wird. Die Türken machen mit den Waaren, die sie von Mingrelien ausführen, grossen Profit; was sie für einen Thaler einkaufen, das verkaufen sie wieder vor viere. Den meisten Profit aber machen sie mit den Slaven.

Die Unmenschlichkeit der Mingrelier und ihre ausgeartete Grausamkeit, die sie gegen ihre Landeleute, ja oft gegen ihr eigen Blut ausüben, würde nicht glaublich seyn, wenn man nicht die überzeugendste Beweise davon hätte. Sie denken beständig auf Gelegenheit, eine Sache gegen ihre Vasallen zu haben; diese brauchen sie zum Vorwand, sie mit Weib und Kindern zu verkaufen. Sie entführen die Kinder ihrer Nachbarn, und verkaufen sie auf gleiche Weise; und dieses nicht etwa aus Zorn, oder um sich zu rächen, sondern blos aus einem verdorbenem Trieb ihrer Natur. Man hat mir viele Edelleute gezeigt, die sich ein ordentliches Geschäft aus diesem Menschendiebstahl gemacht haben. Einer von ihnen verkaufte einstens zehn Priester auf einmal. Die Geschichte

Wichte dieser abscheulichen Bosheit verdient, als
 ein Beyspiel, das seines gleichen nicht hat, hier
 erzählt zu werden. Ein Edelmann hatte sich
 in ein Frauenzimmer verliebt, und wollte sie
 heyrathen, ob er gleich schon eine Frau hatte.
 Er hielt um sie an, und bekam sie auch. Nun
 ist in Mingrelien die Gewohnheit, daß man
 die Weiber kauft, theurer oder wohlfeiler, nach
 dem Unterschied des Standes, des Alters und
 der Schönheit. Der Edelmann wußte nicht,
 wo er das Geld, das er für seine Geliebte zu
 geben versprochen hatte, her bekommen sollte.
 Er wußte also kein anderes Mittel, als seine Un-
 terthanen zu verkaufen. Da diese seine Absicht
 merkten, so entflohen sie mit ihren Weibern
 und Kindern. Der Edelmann wurde hiedurch
 zur Verzweiflung gebracht, und versiel auf den
 abscheulichsten Einfall, auf den man kommen
 kan. Er ließ zwölf Priester zu sich kommen,
 daß sie eine feyerliche Messe lesen sollten. Die
 Priester giengen in gutem Vertrauen hin. Es
 war ihnen nicht von weitem in den Sinn ge-
 kommen, daß sie an die Türken verkauft wer-
 den sollten, denn sie hatten dergleichen Bos-
 heit in ihrem Leben nicht gesehen. Der Edel-
 mann empfing sie mit vieler Höflichkeit; sie
 sangen die Messe; der Edelmann ließ einen
 Ochsen schlachten, und bewirthete sie herrlich.



Nachdem er sie betrunken gemacht hatte, ließ er sie durch seine Leute greifen, in Ketten legen, und ihnen die Bärte abscheren. In der folgenden Nacht brachte er sie auf ein türkisches Schiff, und verkaufte sie. Die Waaren, die er bekommen hatte, waren nicht hinreichend, seine erkaufte Geliebte zu bezahlen; er nahm also seine erste Frau, brachte sie auf eben dieses Schiff, und verkaufte sie.

Aller Handel geschieht in Mingrelien durch den Umtausch der Waaren. Man hält an verschiedenen Orten Märkte, wo man die Waaren, die man verkaufen will, hinbringt, und sich dagegen mit den nothwendigsten Bedürfnissen versteht. Das Geld hat hier keinen bestimmten Werth. Die Geldsorten, die gäng und gebe sind, sind Piaster, holländische Thaler, und Abassi; dieses letztere ist eine Münze, die in Georgien nach Persischen Stempel ausgemünzt wird, und im Werth ohngefähr achtzehn Solz hält. Ein Fürst in Mingrelien fieng im vorigen Jahrhundert an, Geld zu münzen; aber es dauerte nicht lang. Die Ursachen sind ganz begreiflich: das Land hat keine Silberbergwerke, und von andern Orten wird wenig Geld zugeführt. Die Alten haben zwar erzählt, daß man hier Goldsand durch Felle



Felle gesammelt habe, woraus die Fabel vom goldenen Widderfell entstanden seyn soll; allein heut zu Tage will man nichts davon wissen. Man findet weder in Bergen noch in Flüssen etwas dergleichen, man mag nachsuchen, wo und wie man will. Wie läßt sich hiemit die Nachricht der Alten vergleichen?

Ganz Mingrelien kan nicht mehr als vier tausend streitbare Mann stellen; und diese sind meistens zu Pferd. Zu Fuß können sie nicht mehr, als dreihundert Mann aufbringen. Diese Soldaten sind nicht in Compagnien vertheilt; sondern jeder Edelmann führt seine Leute ohne Ordnung, ohne Glieder, ohne Befehlshaber in das Treffen; nach seinem Exempel richten sie sich, sowohl in der Flucht, als im Angriff.

Die Kriege der Mingrelier und ihrer Nachbarn sind im Grunde betrachtet nichts anders, als Streifereyen und Plünderungen. Wenn sie den Feind angreifen, o geschieht es mit einer unglaublichen Wuth. Herzhaftigkeit und Entschlossenheit fehlt ihnen niemals. Wenn sie den Feind zur Flucht bringen, so verfolgen sie ihn bis in sein Land; hier sengen und brennen sie, plündern, und führen Menschen und



Vieh mit sich fort. Wenn sie alles durch
 Feuer und Schwert verhehret haben, so ziehen
 sie sich mit gleicher Wuth wieder zurück. Sie
 machen so viel Gefangene, als sie können;
 wenn sie einen vom Pferd herab gestürzt haben,
 so springen sie eilends von dem ihrigen herunter,
 binden den Ueberwundenen sogleich mit einem
 Strick, den sie jederzeit am Gürtel in Bereit-
 schaft haben, und übergeben ihn ihren Knech-
 ten zu bewahren. Wer einen zum Gefange-
 nen gemacht hat, der hat über ihn das Recht
 über Leben und Tod; er kan mit ihm ma-
 chen, was er will. Ordentlich machen sie
 ihn zum Slaven, und verkaufen ihn an die
 Türken. Wenn sie angegriffen werden; so
 stellen sie sich hinter einen Fluß, so daß die
 Reuterey durch die Fußvölker unterstützt wird.
 Und auf diese Weise suchen sie dem Feind den
 Uebergang streitig zu machen. Dringt die-
 ser durch, so machen sie sich auf die Flucht, zie-
 hen sich in die Wälder, und überlassen dem
 Feind ihr Land auf gerademoh! Aus die-
 ser Ursache können die Kriege dieser Völker nicht
 lange dauern. In einer Zeit von vierzehn
 Tagen ist der Krieg erklärt, der Feind geschla-
 gen, und das ganze Land verwüstet.

Die Einkünfte des Fürsten von Mingre-
 lien belaufen sich jährlich höchstens auf zwanzig



zig tausend Thaler. Sie kommen von dem Zoll der ein- und ausgeführten Waaren, aus dem Verkauf der Sklaven, und aus den Avancen, die er ausübt. Alle diese Einkünfte legt er in Kästen, und giebt nicht einen Kreuzer davon aus. Seine Vasallen dienen ihm ohne Sold; seine Güter liefern ihm so viel Nahrungsmittel, als er für sich und sein Haus braucht. Er schickt oft Falken und andere Raubvögel an den König von Persien, und dieser schickt ihm dagegen goldene Stoffe, Tapeten, Gewehr, Hausgeräthschaften und andere Dinge, deren ein so armer Fürst, als der von Mingrelien ist, nöthig haben kan. Einen gleichen Handel unterhält er mit dem Chan von Georgien. Bey Feyerlichkeiten bestehet sein Hof aus zwey hundert Edelleuten; zu andern Zeiten aber aus ohngefähr hundert und zwanzigen. Wenn er von einem Ort zum andern zieht, so bestehet sein Zug ohne die Edelleute, aus drey hundert Personen; der Zug seiner Gemahlin aus hundert, von beyderley Geschlecht. Bey grossen Feyerlichkeiten hat sie mehr als sechzig der schönsten Frauenzimmer bey sich.

Die Religion der Colcher, war, so viel ich einsehe, ehemals die griechische. Die Ge-



schichtschreiber sagen, daß zur Zeit des Kayfers
 Constantin des Grossen ein Slave den König,
 die Königin, und alle Grossen des Reichs zum
 christlichen Glauben bekehrt habe. Sobald
 der Kayser Nachricht davon bekam, so schick-
 te er ihnen Priester und Lehrer, die sie tau-
 fen und in den Geheimnissen der christlichen
 Religion unterrichten sollten. Die Armenier
 geben diesem Slaven den Namen *Ninus*; ;
 andere aber sagen, daß ein gewisser Cyrillus,
 den die Slavonier in ihrer Sprache *Chiuſil*,
 oder *Tschiuſil* nennen, der gegen das Jahr
 860. gelebt habe, ihnen die erste Kenntniß des
 Christenthums beigebracht habe. Die *Mingrelier*
 zeigen an dem Ufer des Meeres, an
 einem Ort, den sie *Pigivitas*, oder *Picciota*
 nennen, nahe bey dem Flusse *Corar*, eine sehr
 grosse Kirche; sie sagen, daß der heilige *An-*
dreas an dem Ort, wo diese Kirche steht, ge-
 predigt habe. Ich habe sie nur von weitem
 gesehen; es ist ein altes Gebäude. Der
Catholicos gehet jährlich einmal dahin, um
 das heilige Oel, welches die Griechen *Myrone*
 nennen, zu bereiten. Man leitet dieses Wort
 von dem arabischen Wort *Muron* her, wel-
 ches den weissen Balsam bedeutet. Ich habe
 mit keinem *Mingrelier* von der Religion ge-
 redet: denn ich habe nicht einen einzigen an-
 getrof-



getroffen, der nur gewußt hätte, was Religion, Gesetz, Sünde, Sacrament und Gottesdienst sagen wolle. Alles, was ich hievon bemerkt habe, bestehet darinnen, daß die Weiber zu verschiedenen Zeiten kleine Lichter anzündeten, und sie an die Thür ihrer Wohnung, oder einer Kirche steckten; zugleich etliche Kbrner Weyrauch anzündeten, und sich gegen die Sonne wendeten; sich mit dem Leibe zur Erde beugten, und an die Köpfe und Füße das Zeichen des Creuzes machten.

Ich verstund weder die Sprache der Mingrelier noch der Georgier, daß ich durch den Umgang von ihrer Religion einige Kenntnisse hätte erlangen können; habe auch niemanden unter ihnen gefunden, der davon mit mir in einer andern Sprache hätte reden können. Ich kan also nicht besser thun, als daß ich die Beschreibung, die mir der Vater Dom Joseph Maria Zampi, ein Italiäner aus Mantua, Präfect der Theatiner und Missionair in Mingrelien, hievon mitgetheilet hat, hier befüge. Er hat sie mit eigener Hand geschrieben, und mir ein Geschenk damit gemacht. Seine Nachrichten sind um so viel glaubwürdiger, da er drey und zwanzig Jahre unter ihnen gewesen ist; hier hatte er Gelegenheit,



gen. Sie bekamen in der folgenden Zeit mehrere würdige Gehülffen und Nachfolger, und breiteten sich in dem Lande Guriel, Odisse oder Mingrelien immer weiter aus, doch stunden sie dabey ungläubliche Arbeit und Gefahr aus.



Erstes Capitel.

Zu welcher Zeit, und von wem die Colchier zuerst den christlichen Glauben angenommen haben.

Da die Colchier aus mehrern Völkern bestehen, die in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen mit einander übereinstimmen, nemlich den Abcas, den Circassiern, Alanen, Soanen, und andern; so muß ich, ehe ich von den Colchiern insonderheit rede, von den Namen dieser Völker, die im Grund betrachtet nur eine Nation ausmachen, handeln. Man behauptet, aus einer mündlichen Sage, daß der Apostel Andreas den Abcas zuerst das Evangelium verkündigt habe; man sagt, er sey in Scythien gewesen, und hierauf nach Griechenland und in Epirus, und hernach zu den Sodianern und